

Das Gutshaus von Adlig Dollstädt



Alt Dollstädt

Auszug aus
„Das Kirchspiel Königsblumenau“

Chronik, Geschichte und Berichte

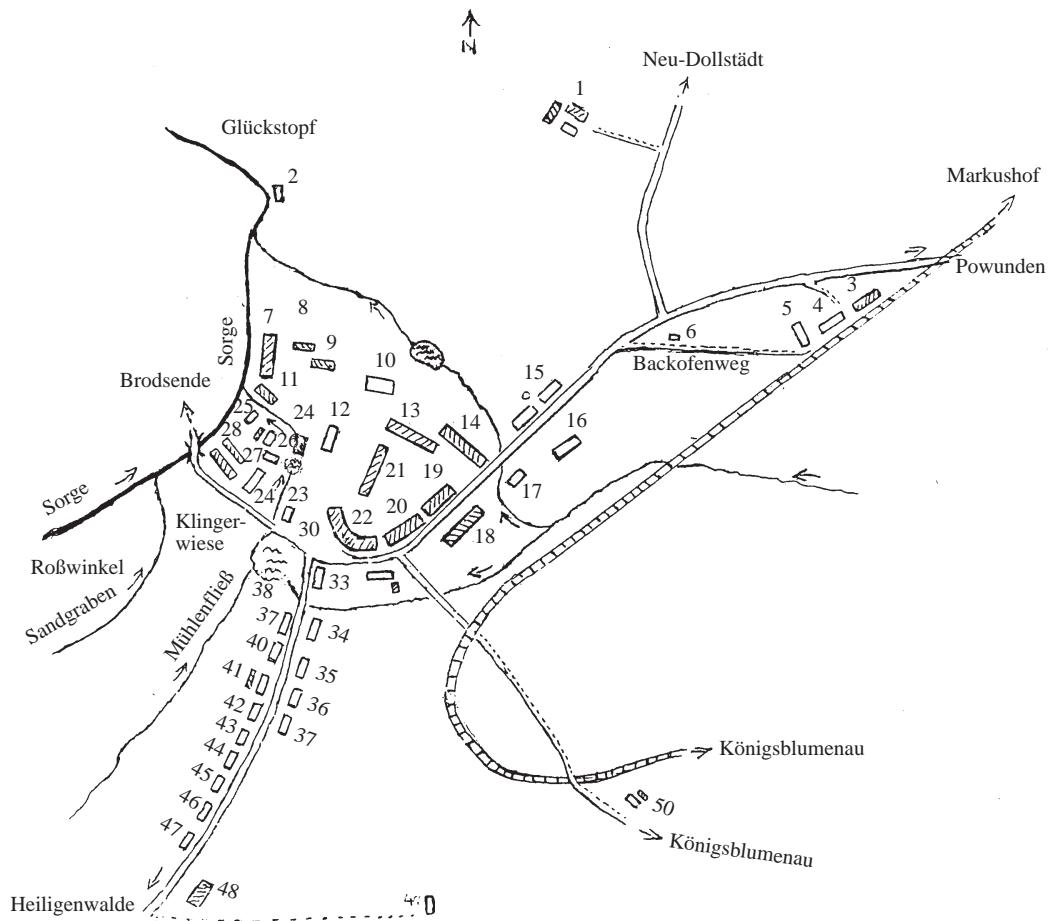
Zusammengestellt, ergänzt und erarbeitet von
Horst Zlomke

Alt-Dollstädt

Alt-Dollstädt war eine eigenständige Gemeinde. Deren flächenmäßig überwiegender Anteil gehörte zu dem Rittergut Adlig-Dollstädt. Durch die Gemarkung verlief die Eisenbahnstrecke 135 b, und es war da der Bahnhof Alt-Dollstädt gelegen. Außerhalb der Gemeindegemarkung, jedoch zur Gemeinde gehörend, die im Hohendorfer Wald gelegene Försterei.

Lageplan von Alt-Dollstädt – Stand: Dezember 1944

Nicht verzeichnet sind in dem Plan die zu den Insthäusern gehörenden Stallgebäude und sonstige Baulichkeiten, desgleichen die Nebengebäude der anderen Wohnhäuser.



2005 waren von den Baulichkeiten, die dieser Lageplan aufweist, noch die der Nummern 4, 5, 10, 28, 33, 41 und 47 vorhanden. Von den Polen waren zwischenzeitlich moderne landwirtschaftliche Gebäude erstellt worden. Diese werden nicht mehr genutzt und sind dem Verfall preisgegeben. Neu erstellt und bewohnt sind die in Richtung Heiligenwalde gelegenen sechs Vierfamilien-Häuser.

Erklärung zum Lageplan von Alt-Dollstädt

Gebäude ohne Besitzerhinweis gehören zum Rittergut Adlig-Dollstädt. Bahnhofs- und Schulgebäude befinden sich in öffentlichem Besitz. Bei den anderen Baulichkeiten ist der Name des jeweiligen Besitzers unterstrichen.

- 1 Vorwerk Sorge
- 2 Polenkate
- 3 Dienstgebäude des Bahnhofs Alt-Dollstädt
- 4 Wohngebäude des Bahnhofs Alt-Dollstädt
- 5 Wohngebäude des Bahnhofs Alt-Dollstädt
- 6 Backofenhäuschen am Backofenweg
- 7 Kuhstall
- 8 Strohscheune
- 9 Mastschweinestall
- 10 Gutshaus
- 11 Scheune und Leutstall
- 12 Vierfamilien-Insthaus (u. a. Kutscher und Schweizer)
- 13 Stall für Kutschpferde, Zuchthengst, Großboxen für Jungpferde.
Ferner Kutschwagenremise und im Obergeschoss zum Teil Getreidespeicher
- 14 Rindermaststall
- 15 „Die Kolonie“, zwei Dreifamilien-Insthäuser, artesischer Brunnen
- 16 Wohnhaus des Gutsverwalters
- 17 Einklassige Grundschule mit Lehrerwohnung
- 18 Scheune
- 19 Maschinenunterfahrt und Werkstatt
- 20 Zuchtschweinestall
- 21 Arbeitspferdestall mit Stutenboxen
- 22 Scheune, Handelsdüngerlager, Stellmacherei
- 23 ehemaliges Gasthaus, Lucie Laudien
- 24 Wassermühle mit Staubecken, verpachtet an Firma Düvel & Brekau
- 25 Schuhmacher Paul Preuß
- 26 Schlachtereier, Fritz Helbing
- 27 kleines Einfamilienhaus, ehemaliger Besitz von August Kahrau
- 28 Firma Düvel & Brekau, zwei Gebäude die zur Gastwirtschaft Klein gehören
- 29 Gastwirtschaft Klein, Gertrud Klein
- 30 ehemaliger Marktplatz
- 31 Pferdeschwemme
- 32 Schmiede mit Wohnhaus
- 33 „Weiße Haus“, Sechsfamilien-Insthaus
- 34 „Bärenkrug“, Klippenstein/Jewski
- 35 Bäckerei Fisher, etwa seit 1943 im Besitz von Klippenstein/Jewski
- 36 Klempnerei und Haushaltswaren, Ernst Gerschewski
- 37 Maurer, Eduard Wichmann
- 38 Dorfteich
- 39 Insthaus
- 40 Insthaus
- 41 Bauer, Gustav Kalkowski
- 42 Insthaus
- 43 Insthaus
- 44 Schlosserei und Fahrradhandel, Gustav Dreher
- 45 Hausschlachter und Fleischbeschauer, Hermann Teschner
- 46 Polizeistation, Hauptwachtmeister Franz Meier
- 47 Postamt, Postassistent Walter Fritz, Postbote Paul Malwich,
Schuhmacher Paul Krause
- 48 Hochfahrscheune
- 49 Waldarbeiterhaus, gehört zum Gut Hohendorf
- 50 Revierförsterei, gehört zum Gut Hohendorf

Die Einwohner von Dollstädt laut Mühlenliste von 1756

Amtmann Böhlendorff
Kämmerer Gehrman
Amtshirte Wolf
Amtsbräuer Zimefski
Amtsböttcher Erdmann
Torwächter Terpitz
Mühlenpächter Ziemer
Krugwirt Haasse

Vorwerksgärtner

Heinrich
Arikowski
Weiss
Collmann
Salewski
Schacht
Pflugradt = Kölmer
Brosinski = Schäfer
Salewski = Schirmmacher
Buck = Ziegler
Lange = Schweinehirt
Alandt = Hirte

Eigenkätner

Martin Schulz = Schulze
Gabriel Janson = Dragoner
Georg Fröder = Schmied

Instleute

Peter Gleichforst
Christian Preuss
Joseph Schlewinski
George Lang
Christian Bartsch
Michel Stillmann
Michael Salomon
George Krüger
Jacob Bötcher
Michel Seger
Absalon Kirtsch
Johann Grossmann
David Utschinck
Christoph Kirtsch
Christian Denck = Schweinehirt
Kurzhal = Schulmeister
Johann Krüger = Amtskrüger
Hans Mertens = Musketier
Michel Birk = Husar

Einwohner von Dollstädt laut Mühlenliste von 1774

Amtmann Kinder	Michel Grunau
Verwalter = Wölk	Gottfried Jost
Brauer = Johann Lange	George Krüger
Böttcher = Adam Grabowski	Gottfried Achs
Torwächter = Weiss	Christian Schimmel
Müller = Jacob Czermitzki	Christian Raderkopf
Schäfer = Michael Stender	
Ziegler = Martin Dammert	
Krüger = Absolon Stammer	
Töpfer = Johan Jackadowski	
Tischler = Martin Schulz	
Schuhmacher = Littau	
Schmied = Wilhelm Abraham	
Unterförster = Guth	
Schulmeister = Deschert	
Hirte = Ficht	

Ohne Berufsangabe:

Johann Knöpfe
Christoph Schulz
Christian Radawski
Jacob Jordan
Peter Lange
David Krause
George Kollmann
Gottfried Hartmann
Gottfried Assmann
Christoph Bach
Johann Krüger
Johann Echuth
Andreas Goldmann
Adam Schlacht
Gottfried Lemke
Michel Ehrlichmann
Friedrich Pilchenberg
Gottfried Kricht
Johann Schamaz
Andreas Müller

Die Einwohner von Alt-Dollstädt laut Adressbuch des Kreises Preußisch Holland von 1925

Schwichtenberg, Hellmut	Rittergutsbesitzer
Gerstenkorn, Gertrud	Rendantin
Janzen, Herbert	Hofbeamter
Krause, Ella	Stubenmädchen
Ladentin, Ida	Kindermädchen
Larta, Hedwig	Wirtin
Rosteck, Ida	Küchenmädchen
Bartsch, August	Instmann
Bartsch, Otto	Freiarbeiter
Bartsch, Karl	Hofgänger
Bartsch, Berta	Hofgängerin
Bettin, Fritz	Scharwerker
Bettin, Gottfried	Instmann
Bettin, Marie	Scharwerkerin
Brosowski, Fritz	Instmann
Damm, Hans	Inspektor
Eisermann, Hermann	Gärtner
Eisermann, Richard	Gärtner
Frank, Fritz	Oberschweizer
Genschkowski, Wilhelm	Instmann
Jordan, Wilhelm	Hofmann
Jordan, Hermann	Hofgänger
Krause, Friedrich	Kutscher
Krause, Otto	Arbeiter
Krause, Walter	Arbeiter
Meiritz, Ella	Lehrerin
Morgenrot, Anna	Scharwerkerin
Morgenrot, Paul	Scharwerker
Nicke, Albert	Maurergeselle
Prill, Friedrich	Gespannführer
Reß, Ernst	Instmann
Schmidt, Gustav	Arbeiter
Schmidt, Wilhelm	Instmann
Schumski, Christian	Instmann
Pukowski, Karl	Stationsvorsteher
Penk, Gustav	Stationsmeister
Paczewitz, Friedrich	Rottenführer
Nickel, Hermann	Bahnarbeiter
Meiritz, August	Oberbahnmeister
Drews, August	Weichensteller
Behrend, August	Bahnarbeiter

Alt-Dollstädt: seine Struktur und Geschichte bis 1945

Alt-Dollstädt hatte noch weitgehend die vom Deutschen Orden geprägte Struktur. Der einstige Ordenshof war inzwischen zu einem Rittergut umfunktioniert worden. In dem als Dorf bezeichneten Ortsteil befanden sich außer den zum Gut gehörenden Wohnhäusern für die Gutsarbeiter noch folgende Gewerbe- bzw. Handwerksbetriebe: Schlachtereier, Bäckerei, Schuhmacherei, Klempnerei mit Verkaufsladen für Haushaltsartikel und die Schlosserei mit Fahrradverkauf. Ferner waren dort ein Hausschlachter (und Trichinenbeschauer) sowie „ein selbstständiger Maurer. Außerdem hatten zwei Gaststätten mit angeschlossenen Kolonialwarenläden ihre Existenz. Sämtliche Gewerbebetriebe verfügten über geringen Grundbesitz.

Dann befanden sich im Dorf noch die Post und der Gendarmerieposten, beide in Gebäuden, die dem Gutsbesitzer gehörten. Zum Dorf gehörte auch die einklassige Volksschule. Von deren Vorhandensein wird bereits im Jahr 1774 berichtet. Schulmeister Deschert hat ihr damals vorgestanden. – Gustav Kalkowski, der einzige Bauer im Dorf, hatte ein Anwesen in Größe von 10 Hektar – Der Bahnhof, außerhalb der geschlossenen Ortschaft gelegen, führte weitgehend ein eigenständiges Dasein.

Die Volkszählung vom 17. Mai 1935 verzeichnete 275 Einwohner. 1875 waren es, laut durchgeführter Zählung, 371 Personen gewesen. Und 1756 betrug deren Zahl 325 Personen.

An dem Rückgang der Einwohnerzahl zeichnete sich der wirtschaftliche Wandel ab, den Alt-Dollstädt mit der schwindenden regionalen Bedeutung des dortigen Hafens erfuhr. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde ostpreußenweit der Ausbau der Straßen favorisiert und das Land diesbezüglich verkehrsmäßig erschlossen. Um der wachsenden Konkurrenz der Straße zu begegnen, hatte man am 1. Juli 1864 zwischen Elbing und Alt-Dollstädt einen Dampfschifffahrtsbetrieb zur Beförderung von Personen und Gütern eingerichtet. 1872 erhielt auch der weiter Sorgeaufwärts gelegene Ort Baumgarth Anschluss an diese Einrichtung. Über Baumgarth hinaus war die Sorge nicht schiffbar. Mit der am 1. September 1893 erfolgten Inbetriebnahme der Eisenbahnstrecke Elbing – Miswalde entstand dem Dampfschifffahrtsbetrieb jedoch eine Konkurrenz, der er nicht gewachsen war. Von dem gut einen Kilometer von der Ortsmitte entfernten Bahnhof Alt-Dollstädt erreichte man nun in 30 Minuten, in einem Viertel der Zeit auf dem Wasserwege, die Stadt Elbing. Doch die auf dieser Bahnstrecke verkehrenden Güterzüge waren das größere Übel für den Schifffahrtsbetrieb zwischen Alt-Dollstädt und Elbing. Daher dürfte dieser bald nach Inbetriebnahme der Eisenbahnstrecke eingestellt worden sein.

Um den Hafen von Alt-Dollstädt wurde es einsam. Er sank zur Bedeutungslo-

sigkeit herab. Fast nur noch Ausflugsmotorschiffe privater Eigner legten nach Bedarf an. Es handelte sich dabei um die MS „Martha“, „Erika“, „Pfeil“ und „Schwalbe“. Sie waren allerdings nicht nur auf die Sorge fixiert, sondern machten auch Fahrten auf dem Oberländischen Kanal und nach Danzig. Nur ab und an bediente ein Lastkahn die mit landwirtschaftlichen Produkten handelnde Firma Düvel & Brekau in Alt-Dollstädt.

In den 30er Jahren wurden große Mengen Bausand und Kies im Hafen verladen. Helmuth Schwichtenberg hatte ein größeres Vorkommen dieser Art, welches hinter der Bahnstrecke auf der linken Seite des Weges, der nach Königsblumenau führte, gelegen war, zur Ausbeute verpachtet. In Loren, die auf Feldbahngleisen liefen, transportierte man das Material zum Hafen. Bei Bedarf an Ziegelsteinen auf dem Gut oder bei den umliegenden Grundbesitzern wurden diese von der Ziegelei aus Tolkemit auf dem Wasserwege angeliefert. Damit betraut waren Segelkähne. Auf der Sorge wurden jedoch keine Segel gesetzt, sondern getreidelt. Die Schiffsbesatzung, meistens war es die Familie des Schiffseigners, zog vom Ufer aus an langen Tauen mit einem breiten Brustgurt den Kahn – zweifelhafte Wolga-Romantik.

Ja, die Sorge, die stand bei den Kindern hoch im Kurs. Und das besonders in der Badesaison. Die ganze Korona tummelte sich dann mit Vorliebe an der auf Brodsender Seite gelegenen Schiffsanlegestelle. Hier konnte man so richtig mit Anlauf in das Wasser hechten.

Die Fahrten mit den etwa hundert Passagiere fassenden Motorschiffen nach Alt-Dollstädt waren im Sommerhalbjahr bei den Elbinger Tagesausflüglern sehr beliebt. Auf dem verlandenden Drausensee, dem Eldorado der Wasservögel, passierte das Schiff eine offen gehaltene Fahrrinne. Die Bugwellen ließen den weiten Teppich, gewoben aus weißblühenden Seerosen und deren bescheidenen Schwestern, den gelb blühenden Mummeln, auf und ab schwingen. Friede über allem. Dann die Fahrstrecke auf der Sorge. Beiderseits lagen nahe der Sorge die zahlreichen schmucken Kleinbauerngehöfte, sauber, gepflegt, in verschwenderischer Blütenpracht. Und der Blick in die weite, fruchtbare Niederung. Kopfweiden säumten die Entwässerungsgräben. Schwarz-weißes Vieh weidete. Übermütig die „Hitscherchen“, die jungen Fohlen, die auf staksigen Beinen die Umgebung erkundeten. In Alt-Dollstädt am Schiffsanleger, der sich allerdings auf der Brodsender Seite befand, angekommen, war das Ziel der Ausflügler der nahe gelegene Hohendorfer Wald. In den hohen Buchenhainen glich der Waldboden im frühen Frühjahr, wenn die Buchen noch unbelaubt waren, durch die aus dem braunen Buchenlaub so überaus zahlreich leuchtenden Leberblümchen einem weiten braun-blauen Teppich.

An einem Sonntag im Juni eines jeden Jahres fand traditionsgemäß in einer kleinen Talsenke in dem Buchenhain nahe der Försterei und dem nach Königsblumenau führenden Hohlweg das Missionsfest statt. Das war kein kirchweihähnlicher

Rummel mit Verkaufsbuden und dergleichen, sondern ein gut besuchtes, zwar kirchlich geprägtes, jedoch recht zwangloses Beisammensein der Gläubigen von den Kirchengemeinden Königsblumenau und Heiligenwalde. Ein Missionspfarrer aus Elbing hielt die Andacht, die, wie das ganze Beisammensein, mit viel Blechmusik, dem Posaunenchor unter Leitung von Pfarrer Toepel, untermalt wurde. Und die Akustik war beeindruckend. – Die alten prussischen Götter werden diese Art von Gottesdienst wohlwollend registriert haben. Wurden sie doch einst von unseren prussischen Vorfahren auch unter naturgewachsenen Domen, unter den Schirmen mächtiger Bäume verehrt.

In anderen Jagen (Waldbezirken) blühten im schönen Monat Mai in verschwenderischer Fülle Maiglöckchen und Waldmeister. Dann kam die Zeit der Beeren und Pilze. Für die Naturliebhaber bot der artenreiche Wald mit der Graureiher-Kolonie eine Besonderheit. Auf den Bäumen einer Bodenerhebung befanden sich deren Horste. Mit vollem Kropf vom Drausensee kommend, steuerten die Reiher ihre Horste an. In den Hügel hatten sich die Füchse eingegraben. Sie, die Hygienepolizisten, säuberten das Umfeld von den bei der Fütterung der Jungtiere zu Boden gefallenen Fischen und ergatterten auch mal ein Jungtier, dessen erste Flugversuche missglückt waren. An den ausgewachsenen Jungtieren war auch Oberförster Schneider zwecks Bereicherung seines eigenen Speisezettels interessiert. Wenn ein solches vorwitzig auf dem Nestrand balancierte, holte er es mit einem gezielten Schuss herunter. – An diese Jungreiherrinnen erinnerten sich die von der Flucht zurückgekehrten Alt-Dollstädter, deren Speisezettel mehr als dürftig war. Da sie nicht über Schusswaffen verfügten, jedoch über eine Säge, wurde der Baum mit dem entsprechenden Reiherhorst eben umgesägt.

Unweit vom Fuße des Reiherhügels entsprang eine kleine Quelle. Sie war von einer niedrigen Mauer eingefasst und überdacht. Aus einem etwa einen Meter hohen Rohr sprudelte glasklar und kalt das Wasser und floss in westlicher Richtung zuerst in den Quellteich und dann weiter durch den Wald, durch die angrenzende Alt-Dollstädter Feldmark in den Dorfteich. Dort diente es, vereint mit dem im Mühlengraben zufließenden Wasser, zum Antrieb der Wassermühle und floss dann in die Sorge.

Im Walde, unweit des Weges nach Königsblumenau, lag einmalig romantisch das Forsthaus. Es gehörte zur Gemeinde Alt-Dollstädt, war jedoch nicht in deren Gemarkung gelegen. 1908 hatte Otto Schwichtenberg ein Teilstück (17,55 Hektar) des nunmehrigen Hohendorfer Waldes einschließlich der Försterei an den Besitzer des Gutes Hohendorf verkauft. Dabei verblieb die Försterei verwaltungsmäßig bei der Gemeinde Alt-Dollstädt.

Oberförster Schneider, nicht mehr der Jüngste, jedoch ein großer stattlicher Weidmann, war der letzte deutsche Förster im Hohendorfer Wald. Sein Zuständigkeitsbereich erstreckte sich über den Wald hinaus auch auf die am östlichen Waldrand, am Weg von Powunden nach Königsblumenau gelegene große Forstbaum-

schule. Dieser stand der Landschaftsgärtner Hermann Amling vor. Er und seine Söhne waren talentierte Musiker. Wenn in den umliegenden Orten zum „Schwof“ aufgespielt wurde, gehörten zu den Musikern auch die Amling-Junioren. In der Baumschule zog man, weit über den Eigenbedarf, die verschiedensten Forstpflanzen und auch Obstbäume heran. Viele von diesen kamen über den Bahnhof Alt-Dollstädt zum Versand. Die Empfänger waren größtenteils in Westdeutschland, im Reich, wie man in Ostpreußen allgemein sagte, gelegen. Zum Versand kam aber auch Roteichensaatgut. Dieses wurde im südlichen Teil des Waldes geerntet.

Oberförster Schneider war mit seiner Frau im Januar 1945 nicht geflüchtet. Er begrüßte die Rotarmisten mit gehisster roter Fahne, der er sowieso heimlich verschworen war. Sie jedoch erschossen ihn und ließen das Forsthaus in Flammen aufgehen. Seine Frau erlitt das erniedrigende Schicksal, welches diese Kulturbringer den deutschen Frauen zgedacht hatten.

Der vorhergehende Förster, Schulz mit Namen, hieß die Gäste, die ihn in der Einsamkeit besuchten, stets mit dem Jagdhornsignal „Begrüßung“ willkommen.

Die stetig sprudelnde Quelle



Wenn der Frost Ostpreußen in den Griff bekam, herrschte in der Regel trockenes, stabiles Kältewetter. Und das trat jeden Winter spätestens nach Weihnachten ein. Dann wurde die Sorge zur beliebten Schlittschuhbahn. Bei anhaltender tiefer Temperatur – mit 100 Frosttagen konnte man rechnen – war die Sorge auch bald mit pferdebespannten Schlitten befahrbar. Ein Wintermärchen waren diese Fahrten über die Sorge, den Drausensee und anschließenden Elbingfluss nach Elbing. Die Pferde mit entsprechendem Hufschlag in raumgreifendem Trab wurden umweht von den weißen Fahnen ihres Atems. Singend glitten die Kufen des Schlittens über das Eis. Eingehüllt in wärmende Pelzdecken, war die prickelnde Kälte leicht zu ertragen. Früh senkte sich die Nacht mit hohem Sternenhimmel über das Land. Ostpreußen – stille Schönheit einer großartigen Natur, Melancholie umweht. (Der Begriff Ostpreußen beinhaltet im vorliegenden Fall auch den Regierungsbezirk Westpreußen, welcher nach dem Ersten Weltkrieg aus den östlichen Landkreisen Westpreußens, die nicht Teil des polnischen Korridors wurden, gebildet worden war).

Bis 1903 wurde in Alt-Dollstädt regelmäßig Wochenmarkt abgehalten. Elbinger Kaufleute bauten dann dort ihre Verkaufsstände auf. Außerdem fanden regelmäßig Vieh-, Pferde- und Ferkelmärkte statt, die allesamt einen guten Ruf hatten. Ferkel- und Pferdemarkt verlagerten sich nach Christburg. Mit dem an Bedeutung verlorenen Hafen und dem Einstellen des Marktbetriebes ging ein Stückchen Kulturgeschichte für diese Region verloren.

Alt-Dollstädt wird zum ersten Mal 1299 als Tullestete in der Handfeste für Königsblumenau genannt. Im Laufe der Jahre hat der Name, wie allgemein in vielen vergleichbaren Fällen, mehrfach in der Schreibweise Änderungen erfahren. Was mit dem Namen einst ausgesagt wurde, ist nicht bekannt. Gleich den allermeisten Orten im Prussengau Pomesanien handelt es sich bei Alt-Dollstädt um eine Siedlung aus vorgeschichtlicher Zeit, also unbestimmbaren Alters. Auf jeden Fall befand sie sich an einer exponierten Stelle.

Hier berührte das östliche Ufer der Sorge – die Prussen nannten sie Sirgune – unmittelbar höher gelegenes Land. Eine ideale Schiffsanlegestelle. Und der naturgegebene Weg, der Wasserweg, hatte damals, als das Land straßenmäßig noch nicht erschlossen war, einen sehr hohen wirtschaftlichen Stellenwert. In den vom Orden erstellten Dorfgründungsurkunden wurde daher den Orten, die nahe der schiffbaren Sorge gelegen waren, das Privileg eingeräumt, ihre Erzeugnisse auf dem Wasserweg nach Elbing zu transportieren und dort selbst zu vermarkten. Sie ersparten sich dadurch den beschwerlichen Transport der zu vermarktenden Produkte auf den naturbelassenen Wegen.

Dass die Sorge bzw. die daran angrenzende nunmehrige Niederung einst von Wikingerschiffen befahren wurde, ist durch das Auffinden von Resten eines solchen Schiffes im Sorgemoor bei Heiligenwalde bewiesen. Die Wikinger, ein seefahrendes skandinavisches Völkchen mit Lust an kriegerischen Abenteuern, an

Raub und Plünderungen, waren speziell im 9. und 10. Jahrhundert der Schrecken Europas. In Truso, nahe dem späteren Elbing, hatten sie ihre Handelsniederlassungen. Daraus ist zu schließen, dass sie mit den Prussen, denen selbst keine händlerischen Attribute eigen waren, erfolgreich Handel getrieben hatten. Zwar wird das Warenaufkommen relativ bescheiden gewesen sein, denn außer Fellen, Honig und Wachs werden die pomesanischen Prussen, anders als die Stammesgenossen im Samland, die über den Bernstein verfügten, kaum etwas zu vermarkten gehabt haben.

Es ist nahe liegend, dass der Deutsche Orden bereits im Zusammenhang mit der für ihn erfolgreich verlaufenen Schlacht an der Sirgune (1233) von dem unweit dieses Geschehens gelegenen Umschlagplatz Besitz ergriffen hat. Hier wurde von ihm ein befestigter Hafen angelegt. Mit dazu gehörte ein landwirtschaftlicher Betrieb. Die Verwaltung des Objekts oblag einem Pfleger oder Vogt. Etwa 1470, mit der Auflösung des Kammeramtes Kerschitten, wurde dieser zusätzlich mit der Verwaltung einiger Orte dieses Kammeramtes betraut.

Mit dem wirtschaftlichen Aufblühen des Ordenslandes, wobei der Wohlstand 1410 seinen Zenit erreicht hatte, wuchs die Bedeutung von Alt-Dollstädt, wurde der Ort zu einem bedeutenden regionalen Umschlagplatz. Der Orden richtete dort einen großzügigen Hafen ein, der mehreren Schiffen Anlegemöglichkeit bot, einen Stapelplatz, einen Salzspeicher und eine Mühle hatte.

Der Hafen war Liegeplatz für drei der Komturei Christburg gehörenden Schiffe, sogenannte Kassuten. Dieses waren für Binnengewässer verwendbare, durch Ruder bewegte Frachtschiffe. Zum Ordenshof gehörte außerdem eine Fähre, mit der man an das andere Ufer, ins Kleine Werder, übersetzte. Beim kleinen Werder handelte es sich um das Gebiet des späteren Groß- und Klein-Brodsee, eine damals mehr oder weniger gras- und baumbestandene Fläche, die zeitweise überschwemmt wurde. Im Sommer weidete der Orden dort Rinder.

Zu den in Alt-Dollstädt verschifften Frachten gehörte vor allem Getreide, dessen Ertrag im Ordensland sehr bald weit über dem Bedarf der eigenen Bevölkerung lag. Einer der Handelswege, auf dem das zur Verschiffung vorgesehene Getreide herangebracht wurde, führte aus dem Raum Miswalde kommend über Geißeln, vorbei an dem südlich von Opitten im „Strömpche“ gelegenen Kretschmer (Wirtshaus) und weiter über Königsblumenau nach Alt-Dollstädt. – Mit den Schiffen wurde das Getreide zu der an der Nogat gelegenen Marienburg geschafft und in den dortigen Speichern eingelagert. Verschiedentlich brachten sie es auch nach Danzig zum Verkauf außer Landes.

Aufgrund des florierenden Hafenbetriebes wurden dort um das Jahr 1394 nachgewiesen: je ein Bäcker, Schmied, Stellmacher, Zimmermann, Weber, Müller, Kornaufkäufer, Hirte, Hofmann, Steuermann, Fischer, Wagenknecht, Werkmeister und Ziegelhersteller. Ferner werden drei Kretschmer und vier Gärtner genannt

Gärtner waren Besitzer kleinbäuerlicher Betriebe, die auf Zuerwerb angewiesen waren. Scheinbar haben, den angegebenen Namen nach zu urteilen, auch Prussen zu den Handwerkern des angeführten Personenkreises gehört. Dieses ist insofern erstaunlich, da nach einer 1482, also fast einhundert Jahre später datierten Landesverordnung den Prussen das Erlernen eines Handwerks untersagt war. Außerdem hieß es laut Gesetz: „Daruf haben wir verboten, das kyn Prusse in Dutschen dörrfern . . . und sich mit Dutschen mengen.“ Auf dem Ordenshof Tullestete scheinen demnach diese apartheidlichen Anordnungen ignoriert worden zu sein.

Juden war scheinbar die Ansiedlung in unmittelbarer Nähe des Ordenshofes nicht erlaubt. Sie werden aber in dem Hafensbetrieb ihr Betätigungsfeld gefunden haben und nahmen daher im nahen Powunden ihren Wohnsitz. Zwei dort gelegene alte jüdische Friedhöfe sprechen dafür. Die in der Gemarkung von Alt-Dollstädt nahe dem Hohendorfer Wald gelegene Begräbnisstätte ist verschiedentlich auch als Judenfriedhof bezeichnet worden. In Wahrheit war sie um 1820 für die Verstorbenen der Adlig Dollstädter Gutsbesitzerfamilien eingerichtet worden. Somit wurden dort um 1900 zwei Kinder des damaligen jüdischen Besitzers mit Namen Litten begraben. Nachdem 1945 zahlreiche der geflüchteten Alt-Dollstädter Bewohner wieder zurückgekehrt waren, wurde der Friedhof zur allgemeinen Begräbnisstätte.

Mit der vom Deutschen Orden am 14. Juli 1410 verlorenen Schlacht bei Tannenberg endete für das Ordensland eine 130 Jahre währende Zeit, in der keine feindlichen Heerscharen durch das Land gezogen waren.

Wie sich das vom Krieg geprägte Jahrhundert in Alt-Dollstädt ausgewirkt hat, ist nur lückenhaft überliefert. 1412, also zwei Jahre nach den vom Chronisten Posilge geschilderten kriegerischen Zerstörungen, wurden im Hafen zweitausend Scheffel Hafer (ca. 949 Doppelzentner) verladen. 1432 weidete der dortige Ordenshof im Kleinen Werder 96 Ochsen. 1434 waren es 82 Ochsen. Da, wie bereits im Vorhergehenden erwähnt, der Ordenshof 1470 mit Aufgaben des Kammeramtes Kerschitten betraut worden war, dürfte dieser, einschließlich dem Hafen, gut durch die Fährnisse der Zeit gekommen sein. Verheerend hat sich dann hier der Reiterkrieg (1530/31) ausgewirkt. Im Verzeichnis der landesherrlichen Güter aus dem Jahr 1530 wird Dollstedt als wüst aufgeführt. Desgleichen weisen die Nachtgeldlisten (Steuerlisten) der Jahre 1538 und 1540 dort keine Bewohner nach. Erst im Visitationsbericht aus dem Jahre 1579 werden in Alt-Dollstädt zehn Personen genannt. Der Ort dürfte demnach etwa 50 Jahre lang vollkommen wüst gewesen sein.

Der Kelch des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648) ging an Ostpreußen über. Doch die beiden schwedisch-polnischen Kriege (1626 – 1629 und 1655 – 1660), eine Erbauseinandersetzung der beiden Kriegsgegner, wurden auf ostpreußischem Boden ausgetragen, wobei in dem ersten der Kriege im Oberland viel Schaden wiederum durch marodierendes Kriegsvolk angerichtet worden war.

In Alt-Dollstädt schreckten wohl die Bauten des ehemaligen Ordenshofes die Plünderer ab, während sie dagegen im benachbarten Neu-Dollstädt arg wüteten. Auch von der Großen Pest (1709 – 1711), welcher in Ostpreußen ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer fiel, schien Alt-Dollstädt verschont geblieben zu sein, da dort einst kein Pestfriedhof, wie in verschiedenen Nachbarorten, angelegt worden war.

Pächter und Besitzer von Dollstädt bzw. Adlig-Dollstädt

1579 wurde Dollstädt als zehn Hufen umfassendes herzogliches Vorwerk genannt. Zu der Zeit galt die neukulmische Hufe (= 17,35 Hektar). Somit umfasste Dollstädt in dem heute gebräuchlichen Maß ausgedrückt 173,5 Hektar. Am 31. August 1616 hatte der damalige Landesherr, Herzog Albrecht Friedrich (1558 – 1618), das Kammeramt Dollstädt, also Dollstädt einschließlich der von diesem Kammeramt verwalteten umliegenden, im landesherrlichen Besitz befindlichen Orte, für geliehene zehntausend ungarische Gulden einige Jahre dem Obermarschall Johann Albrecht von Borke verpfändet. 1701 war Jakob Loxdehn Nutznießer von Dollstädt. Er nannte sich Burggraf zu Dollstädt. Die an der Ostseite der Königsblumenauer Kirche gelegene Vorhalle wurde durch ihn erbaut.

Von 1711 bis 1736 ist in Dollstädt Friedrich Reinhold Graf Fink von Finckenstein nachgewiesen. 1752 ist Amtmann Behlendorf als Nutznießer genannt. An diesen wurde demnach Dollstädt verpachtet. Amtmann oder Oberamtmann war lediglich eine Titulierung von Domänenpächter. 1771 war Amtmann Kinder der Pächter. 1785 ist in Dollstädt eine Bestandserfassung vorgenommen worden. Dabei wurden achtundfünfzig Feuerstellen (Haushalte) und eine Mühle ermittelt. – Der letzte Pächter der Domäne dürfte der 1790 genannte Amtsrat Boelke gewesen sein.

Gleichsam als Anerkennung für die dem Staat geleisteten Dienste, u. a. der Reformierung des Heerwesens, wurde dem Generalmajor Gerhard Johann David von Scharnhorst am 10. April 1811 die Domäne Adlig-Dollstädt käuflich übereignet. Sie umfasste zu der Zeit 249 Hektar landwirtschaftliche und 207 Hektar forstwirtschaftliche Fläche. Der Kaufpreis betrug 27 784 Taler. Scharnhorst verstarb bereits 1811 im fernen Prag im Alter von 58 Jahren an den Folgen einer erlittenen Verwundung. Diesem großen Preußen haben die Schwichtenbergs, die letzten deutschen Besitzer von Adlig-Dollstädt, stets ein ehrendes Andenken bewahrt und es gepflegt. Und sie tun es auch heute noch fern der ostpreußischen Heimat. – Die Erben von Scharnhorst verkauften Adlig Dollstädt an den Apotheker Theodor Lechlin.

Der nachfolgende Bericht über den weiteren Werdegang des Gutes ist von Frau Johanna Schwichtenberg verfasst:

„Die Familie Lechlin hatte das Gut bis in die achtziger Jahre hinein besessen. Es waren tüchtige Landwirte. Sie bauten unter anderem die Wassermühle. Lechlins legten auch die Karpfenteiche an.“

Es handelte sich dabei um den im Park gelegenen und einen größeren Teich in der Feldmark östlich der Bahnstrecke. Sie hatten einen guten Besatz an Karpfen. Es erfolgte jedoch keine spezielle Teichbewirtschaftung. In der Zeit der großen Arbeitslosigkeit war der in der Feldmark gelegene Teich der Fischräuberei stark ausgesetzt.

„Theodor Lechlin verstarb 1823. Er war der erste, der seine Ruhestätte auf dem Gutsfriedhof am Walde fand. Der letzte Lechlin war ein älterer Junggeselle. Er erschoss sich auf dem Gut seines Freundes Richard Born in Oberkrapen bei Königsblumenau. Adlig Dollstädt wurde von den Lechlinischen Erben verkauft. Es wurde von einem Herrn Dr. jur. Elima Litten erworben, der in Berlin eine gut gehende Fabrik besaß und einen Sommersitz suchte. Als 1888 die Nogatdämme brachen und die Niederung unter Wasser geriet, kam die Flut auch bis nahe ans Wohnhaus.“

Als dann überall die Dämme erneuert und verstärkt wurden, verkaufte Litten für ca. 10 000 Goldmark (!) Sand. Damals wurde der Weg nach Blumenau zum Hohlweg. Für das Geld wurde das Wohnhaus umgebaut. Es wurde der Küchenflügel angebaut mit dem Mädchenzimmer darüber und darüber wieder das Gästezimmer. Der Turm wurde um ein Stockwerk erhöht. Die Mauern konnten die vermehrte Last tragen, da das Haus sehr dicke Wände hatte und das unter dem Turm liegende Arbeitszimmer ein altes stabiles Kreuzgewölbe, wie die Kellerräume auch. Auch im Hause selber wurde viel geändert. So wurde unter anderem der Haupteingang an die Westseite verlegt. Etwa ein Jahr lang lebte ein italienischer Stukkateur mit seiner Frau im Haus und arbeitete die schönen Decken in Herren-, Eß- und Gartenzimmer.

Litten brachte von vielen Reisen allerhand seltene Gehölze mit. Es wurde im und ums Haus sehr schön. Und wohl von da an sprachen Fremde vom ‚Dollstädter Schloß‘.

Für die Außenwirtschaft hatte Litten allerdings keinerlei Interesse, obwohl er der Vetter des Königsberger Universitätsprofessors für Landwirtschaft, Litten, war. Im Betrieb wurde nichts angelegt. Deshalb gab es auch keine ordentlichen Beamten. Die Littens waren getaufte Juden. Das spielte aber damals keine Rolle. Es gab einen sehr geselligen Verkehr in der Gegend. Litten beging nun die Dummheit, sich mit dem damaligen Landrat von Reinhart anzulegen. Das veranlaßte den, sich etwas genauer mit Littens Vorleben zu beschäftigen. So war Litten bei allen Festen immer mit einer Lebensrettungsmedaille am Rockaufschlag aufgetreten. Jetzt stellte sich heraus, dass er gar keine Berechtigung hatte, sie zu tragen. Das wurde ihm sehr übel genommen. Er wurde überall geschnitten. Und als dann

noch zwei seiner kleinen Söhne innerhalb weniger Tage an Scharlach starben (sie liegen auf dem Gutsfriedhof in einem Grab), da gab Litten auf und beauftragte das Bankhaus Ruhm und Schneidemühl, das Gut zu verkaufen. Haus und Garten waren zwar schön, aber die Wirtschaftsgebäude reparaturbedürftig, die Felder verunkrautet, die Wiesen versumpft. Es wollte sich kein Käufer finden. Da wandte man sich an Otto Schwichtenberg. Ihn reizte die große Aufgabe, außerdem gefiel ihm das schöne Haus im weiten Garten“.

Die Schwichtenbergs

Die von Frau Johanna Schwichtenberg betriebene Ahnenforschung reicht zurück bis zu dem um 1749 in Brunau, im Danziger Werder, geborenen Peter Schwichtenberg. Er ist kein Abkömmling der Mennoniten, die seit 1530 im Mündungsgebiet der Weichsel siedelten. Peter Schwichtenberg heiratete in dem benachbarten Nickelswalde Anna Maria Jantzen, die Tochter des Bauern Hans Jantzen, und übernahm dessen Hof. Die Nachkommen dieses Ehepaares blieben dem Bauernstand und dem Werder treu.

Zu der Zeit erlebte die dortige Gegend einen wirtschaftlichen Aufschwung. 1772 waren die deutschen Gebiete, die sich im 2. Thorner Frieden (19. Okt. 1466) unter den Schutz des polnischen Königs gestellt hatten und durch ein Dekret des Polnischen Reichstages von Dublin (18. Mai 1569) unrechtmäßig von Polen vereinnahmt worden war, wieder zu Deutschland gekommen. Das Werder und die Städte hatten jedem Polonisierungsvorhaben, dem sie im Laufe der durch Rechtsunsicherheit und Willkür geprägten vergangenen Jahre massiv ausgesetzt waren, widerstanden. – Das Glockenspiel, welches die Polen nun von dem unweit gelegenen Danziger Rathaus stündlich erklingen lassen, beinhaltet die Melodie zu dem nachfolgenden Text: „Vom Ahnenboden treibt kein Feind uns fort, nie zwingt er uns, die Sprache zu vergessen“. Geschichte polnisch interpretiert!

Wirtschaftlich war das Werder völlig in Polens Wirtschaft eingebunden. Da deren Niveau nicht umwerfend hoch gewesen war, bestand nunmehr ein erheblicher Nachholbedarf. „Westpreußen deutsch, seine Blüte! Westpreußen polnisch, sein Niedergang!“ So hat es einst geheißen.

Otto Schwichtenberg

Otto Schwichtenberg, geboren am 19. Juli 1864, hatte es als landwirtschaftlichen Verwalter in die Nähe von Marienburg verschlagen. Dort heiratete er, dreißigjährig, eine junge Witwe. Sie, von Hause aus Städterin, vegetierte wirtschaftlich auf dem Gut Sandhof dahin. Otto Schwichtenberg brachte dieses am Stadtrand von Marienburg gelegene Anwesen rasch aus dem Tief heraus und verkaufte es

dann. Ein heruntergewirtschafteter landwirtschaftlicher Großbetrieb in Katznase, auch in der Marienburger Gegend gelegen, war seine nächste Herausforderung. Nachdem dieser Betrieb relativ rasch gesundet war, verkaufte er auch diesen, und natürlich wieder mit Gewinn, um ein größeres Anwesen übernehmen zu können. Es handelte sich dabei um das Gut Adlig Bruch, westlich von Baumgarth gelegen. Dieses war, bedingt durch den schweren Boden, ein Problembetrieb, mit dem der Vorgänger nicht fertig geworden war. Otto Schwichtenberg, der schwerpunktmäßig auf den Zuckerrübenanbau und auf Milchproduktion gesetzt hatte, kam dort aber gut zurecht. Und das, obwohl zu der Zeit die Landwirtschaft durchaus nicht auf Rosen gebettet war. Graf von Caprivi hatte 1890 Otto von Bismarck als Reichskanzler abgelöst. Der „neue Kurs“, den er einschlug, beinhaltete eine sehr liberale Handelspolitik. Dabei senkte er die landwirtschaftlichen Schutzzölle so drastisch, dass die Landwirtschaft in ziemliche Turbulenzen geriet.

Die Familie Schwichtenberg fühlte sich auf Adlig Bruch sehr wohl und dachte ernstlich daran, dort zu bleiben. Doch dann trat 1903 als Versucher das Danziger Bankhaus Ruhm & Schneidemühl an Otto Schwichtenberg heran und köderte ihn mit dem heruntergewirtschafteten und dadurch schlecht an den Mann zu bringenden Gut Adlig Dollstädt. Der Entschluss, dort einzusteigen, fiel Otto Schwichtenberg dieses Mal nicht leicht. Heruntergewirtschaftete landwirtschaftliche Großbetriebe zu sanieren, war für ihn eine Herausforderung, die er gerne annahm. Doch Adlig-Dollstädt bot außer dem repräsentativen Herrenhaus und der schönen, großzügigen Parkanlage nur traurig machende Verwahrlosung und Verkommenheit. Dieses betraf die Wirtschaftsgebäude und die Behausungen der Mitarbeiter, die Äcker und Wiesen und den verlausten, elenden Rindvieh- und Pferdebestand.

Schwichtenbergs zogen wieder einmal um, das vierte Mal innerhalb von zehn Jahren und immer in ein um eine Nummer größeres Objekt. In diesem Falle hatte es die Größe von 410 Hektar. Davon waren 17,55 Hektar Wald mit einem Forstgebäude.

Otto Schwichtenberg war eine Pioniernatur, einer, den in beruflicher Hinsicht die Herausforderung reizt, der fachlich sehr gut versiert war, über kaufmännische Ambitionen und eine gesunden Schuss Risikobereitschaft verfügte. Adlig-Dollstädt hat ihn nicht umgehauen, sondern nur selbstbewusster gemacht. Sehr bald gehörte er dem Kreistag an, war Deputierter, wie es damals hieß. Zeitweise vertrat er auch den Landrat.

Als 1905 der Pächter der im benachbarten Heiligenwalde gelegenen 275 Hektar großen Domäne (staatliches Gut), Oberamtmann Haake, verstarb, übernahm Otto Schwichtenberg zusätzlich noch diese Pachtung. Die Ländereien der Domäne grenzten, für ihn ideal gelegen, an die südliche Alt-Dollstädter Gemarkung. Und die dazugehörigen Wiesen boten ihm, dem passionierten Remontezüchter, die Möglichkeit, den Jungpferdebestand zu erhöhen. Die Pacht beinhaltete auch die Übernahme des Inventars der Domäne. Es war also Geld erforderlich, Geld, wel-

ches alles in dem kurz vorher übernommenen, maroden Alt-Dollstädter Betrieb steckte. Otto Schwichtenberg entschloss sich daher zum Verkauf des 17,55 Hektar großen Waldes einschließlich der Försterei. Käufer war, laut Kaufvertrag vom 30. Juli 1908, der Besitzer von Hohendorf, Herr Skirl.

Frau Hanna Schwichtenberg hat in ihren Aufzeichnungen ein sehr anschauliches Bild von diesem Individualisten, den sie zum Schwiegervater hatte, gezeichnet. Obwohl der die Gesellschaft schöner und geistreicher Weiblichkeit sehr zu schätzen wusste und gerne charmeurte, fand sie, die achtzehnjährige Schwiegertochter, bei ihm kaum Beachtung. Dieses änderte sich schlagartig, als sie ihm das erste Enkelkind, und das sogar noch ein Junge, geboren hatte. Er mochte Kinder gerne. Die beiden angeheirateten Stieftöchter hatte er auch verwöhnt und äußerst behütet. Sein einziger Sohn Helmuth konnte sich über väterliche Strenge wahrhaftig nicht beklagen.

Otto Schwichtenberg schätzte fröhliche Gesellschaft und einen zünftigen Skat. Der Spielbank in Zoppot gehörte zwar nicht seine Leidenschaft, jedoch eine gewisse Zuneigung. Alle paar Monate stattete er dieser einen Besuch ab, jeute etwas, gewann oft und hörte rechtzeitig mit dem Spiel auf. Gerne ließ er sich bei diesen Ausbrüchen aus dem Alltag von seiner hübschen Schwiegertochter begleiten. Und die war solchem nicht abgeneigt, fuhren doch Schwichtenbergs schon Anfang der zwanziger Jahre einen Mercedes, Vater und Sohn in Kompagnon. Außerdem war Otto Schwichtenberg ein Mann, mit dem man sich sehen lassen konnte: stattlich, gut gewachsen, sehr selbstsicher. – Eine Glatze hatten sich die Schwichtenberger Mannsleut sämtlich frühzeitig zugelegt, war gleichsam deren Markenzeichen.

Otto Schwichtenberg kam ungeschoren durch die Inflation der zwanziger Jahre, da er sein Vermögen in Sachwerten angelegt hatte.

Im Juni 1923 übergab Otto Schwichtenberg Adlig-Dollstädt seinem Sohn und beschied sich fortan mit der Domäne Heiligenwalde. Zum Abschied hatte er alle Mitarbeiter, die mindestens zehn Jahre auf dem Gut tätig gewesen waren – und das traf auf die Meisten zu – zu einem Essen ins Gutshaus eingeladen. – Die Pacht der Domäne war 1923 abgelaufen. Otto Schwichtenberg pachtete sie wieder. Außer dem Altpächter wurden zu der Zeit nur Interessenten berücksichtigt, die aus dem Gebiet kamen, welches nach dem Ersten Weltkrieg Deutschland an Polen abtreten musste. Die Polen hatten dort als erstes die Domänenpächter „hinauskomplimentiert. Durch Enteignungsmaßnahmen aller Art und eine systematische Entdeutschung gelangte dort der deutsche Grundbesitz bis 1939 weitgehend in polnische Hand.

Helmuth Schwichtenberg

Die Spielgefährten der frühen Jugend fand Helmuth Schwichtenberg unter den Jungen der Gutsarbeiter. Dabei lernte er auch die Küchen deren Mütter kennen. Seine unumstößliche Feststellung war, dass überall dort das Essen besser schmeckte als bei Müttern, vor allem was die Kartoffelplatz (Kartoffelpuffer) betraf, besonders wenn es dazu noch „Blaubeersupp“ gab.

Die ersten vier Schuljahre besuchte er die dörfliche Volksschule, was damals bei den Gutsbesitzerkindern gar nicht so selbstverständlich war. Vielerorts wurden diese durch Hauslehrer unterrichtet. Als Helmuth Schwichtenberg dann eine weiterführende Schule in Elbing bis zur Erlangung der mittleren Reife besuchte, lebten sich die früheren Kinderfreundschaften auseinander.

Wie sein Vater, dieser Vollblutlandwirt, war auch er vom landwirtschaftlichen Bazillus infiziert. Jedoch das erforderliche fachliche Wissen auf dem elterlichen Betrieb erwerben zu wollen oder zu sollen, war kein guter Gedanke. Doch dieses fruchtlose Unterfangen währte nur ein Jahr, dann brach der Erste Weltkrieg aus (1. August 1914). Der Kaiser rief, und alle eilten sie zu den Fahnen, alle waren sie Patrioten. Solches traf selbstverständlich auch auf Helmuth Schwichtenberg zu. Gemeinsam mit Kurt Bochert vom benachbarten Gut Adlig-Powunden rückte er bei den 10. Dragonern in Allenstein ein. Soldat war er gerne, wurde zum Leutnant befördert und zum Kriegsende bei Odessa schwer verwundet.

Wieder daheim in Alt-Dollstädt, war ihm bewusst, dass sein landwirtschaftliches Fachwissen mehr als dürftig war. Diesen Mangel wollte er durch die Teilnahme an einigen Semestern der Landwirtschaftlichen Hochschule in Königsberg beheben. Als größten Gewinn jener Zeit konnte er jedoch verbuchen, Johanna Kehlmann, seine künftige Frau, kennen gelernt zu haben. Mit ihrem Einzug in Adlig-Dollstädt ging dort gleichsam die Sonne auf. Die schöne, unkomplizierte junge Frau von offenem, warmen und herzlichen Wesen gewann rasch alle Herzen.

„Er brascht allwedder!“ Die auf Adlig-Dollstädt Tätigen hatten sich an die leicht aufbrausende Art von Helmuth Schwichtenberg gewöhnt. Im Grunde war er durchaus nicht so unrecht, eher ein Gerechtigkeitsfanatiker, der „Härr Leitnant“, später „Härr Rittmester“, wie man ihn ansprach. Was er gar nicht hinnahm, waren Grobheiten gegenüber den anvertrauten Tieren, speziell den Pferden. In seinem Jagdrevier hatte das Wild in ihm auch mehr einen Heger als einen Jäger. Ansonsten verfügte er über das Talent, ausgerechnet da zu erscheinen, wo gerade zufällig etwas außer der Reihe lief.

Frau Ida Lobitz, die in ihrer Jugend drei Jahre Kindermädchen bei der Familie Schwichtenberg in Alt-Dollstädt war, zitierte aus der Tischrede, die Helmuth Schwichtenberg anlässlich der Taufe seiner ältesten Tochter Hanne-Lore hielt, folgenden Ausspruch: „Ich wünsche, dass unsere Tochter ein stolzes Mädchen wird

– aber nie Untergebenen gegenüber.“ – Das war der andere, wohl der wirkliche Helmuth Schwichtenberg, der durch das „Braschen“ und die etwas schwierige Umgangsform verdeckt wurde. Irgendwie schien er vom Ersten Weltkrieg nervlich angeschlagen und fuhr deswegen in den Winterhalbjahren fast regelmäßig zu einer mehrwöchigen Kur.

Auf dem landwirtschaftlichen Sektor folgte Helmuth Schwichtenberg weitgehend den Raum greifenden Schritten seines Vaters, was ihm bezüglich Feldwirtschaft auch sehr gut gelang. Allerdings aus dessen weit reichendem Schatten herauszukommen, war ein schweres Unterfangen.

Gegenüber allen technischen Neuerungen in der Landwirtschaft war Helmuth Schwichtenberg sehr aufgeschlossen. Adlig-Dollstädt verfügte daher über einen gut ausgestatteten, modernen Maschinenpark. Schon 1930, in der Zeit der deutschlandweiten wirtschaftlichen Krise, die sich in Ostpreußen verstärkt durch die Abtrennung vom Reich durch den „Polnischen Korridor“ auswirkte, wurde der erste Traktor angeschafft. Finanziell war der Betrieb gesund. Er gehörte zu den ostpreußischen landwirtschaftlichen Großbetrieben, welche die Osthilfe nicht in Anspruch nehmen mussten. – Die Osthilfe, später Ostpreußenhilfe, war bereits 1926 eingerichtet worden und wurde bis 1937 praktiziert. Durch sie sollten die noch zu rettenden, hoch verschuldeten landwirtschaftlichen Betriebe vor einer Pleite bewahrt werden.

Friedrich II. (1740 – 1786) hatte die „Landschaft“, ein Geldinstitut, ins Leben gerufen, durch welches die wirtschaftliche Lage der adligen Gutsbetriebe verbessert werden sollte. 1847 wurde deren Zuständigkeit auf die gesamte Landwirtschaft ausgedehnt. Die „Landschaft“ wurde schließlich zum Vorläufer des modernen landwirtschaftlichen Kreditwesens. – Die erststellige Beleihung durch die „Landschaft“ erfolgte zu sehr moderaten Bedingungen: 3,5 bis 4 Prozent Zinsen und einer jährlichen Tilgung von 0,5 Prozent sowie 0,25 Prozent Verwaltungskosten. – Was die Betriebe in den Ruin führte, waren die kurz- und mittelfristigen Anleihen mit ihren hohen Zinssätzen. Und dieser ruinöse Zinsdruck sollte mittels der Osthilfe gemindert werden. Ökonomisch war solches gerechtfertigt, politisch aber recht brisant. Floss doch dieses Geld denen zu, die eigentlich Gegner der Weimarer Republik waren.

Auf dem baulichen Sektor entwickelte Helmuth Schwichtenberg keine Aktivitäten. So schöpfte er auch die Möglichkeit nicht aus, mit den zweckgebundenen zinslosen Krediten der „Heimstätte“ die Wohnungen der Mitarbeiter grundlegend zu sanieren bzw. neue zu errichten.

Zu einer Fehlspekulation wurde der 1930 getätigte Erwerb von 50 Prozent Anteil der Meierei in Heiligenwalde. Ein Berliner Grossist mit Namen Pflaumenbaum war einige Zeit der waggonweise Bezieher von Käse. Verschwiegen hatte der Herr Pflaumenbaum allerdings, dass er in Konkurs war. Mit einem Verlust von



Helmuth Schwichtenberg, Herr auf Adlig-Dollstädt, als Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg (erster von links), und als Rittmeister d. R. im Zweiten Weltkrieg (rechtes Bild).

Verstorben ist Helmuth Schwichtenberg am 22. Juni 1944 in Avranches/Loire, Frankreich.



Sein ältester Sohn, Leutnant d. R. Hans-Gerd Schwichtenberg, ist am 13. Januar 1944 in Belgien gefallen.

60 000 Mark trennte sich Helmuth Schwichtenberg nach vielem ausgestandenen Ärger von der Meierei. Gewiss, dieser Betrag war damals alles andere als ein Pappentstiel, doch schwerer wog der damit verbundene Verlust unternehmerischen Elans.

Als 1933 die NSDAP an die Macht gelangte, fand man Helmuth Schwichtenberg aktiv auf deren Seite. Und damit befand er sich vollkommen kontrovers zu seinem Vater. Dieser war nicht nur konservativ, wie die allermeisten Grundbesitzer in Ostpreußen, die den Kaiser Wilhelm wiederhaben wollten, sondern er wollte das Rad der Geschichte noch weiter zurückdrehen und den Bismarck wiederhaben.

Helmuth Schwichtenberg wollte bei den Nationalsozialisten vor allem die Belange der Landwirtschaft entsprechend vertreten. Die war mit ihren Erzeugnissen in der Weimarer Zeit preislich ziemlich ins Abseits geraten und lag damit erheblich unter denen von 1914. Helmuth Schwichtenberg wurde Kreisbauernführer und bekleidete dieses Amt sieben Jahre lang. Dabei blieb bei ihm der rein parteiliche Aspekt möglichst hintenan und die Parteiuniform weitgehend im Schrank. Er war keiner von denen, die das Parteiabzeichen auch am Nachthemd trugen. – Aus der heutigen Distanz und dazu mit einer Voreingenommenheit über das damalige Geschehen zu urteilen, wird der Sache nicht gerecht. Dagegen kann man bei genauer Kenntnis aller Umstände und Gegebenheiten jener Erlebnisgeneration durchaus Verständnis entgegenbringen. Unbestreitbar erlebten jene Zeitgenossen mit der Übernahme der Regierung durch die NSDAP ein Aufgehen der Sonne über Deutschland. Die chaotischen Zustände fanden ein Ende. Das fruchtlose Parteiengänzchen verstummte. In unwahrscheinlich kurzer Zeit kamen die Arbeitslosen in Lohn und Brot.

Auch die Landwirtschaft kam wieder auf die Profitseite. Mit dem Marktordnungsgesetz wurden die Getreidepreise gesichert. Hieraus resultierten Gewinn bringende Preise auch für die anderen landwirtschaftlichen Produkte. Die Reglementierung in der Landwirtschaft bestimmte auch die jeweilige Gewinnspanne bei der Vermarktung und weiteren Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte. Der Landwirt war dadurch nicht mehr händlerischen Spekulationen ausgesetzt.

In vorgegebenen Vierjahresplänen wurde die Landwirtschaft angehalten, ihre Produktion zu steigern, um die Ernährung des Volkes aus eigener Scholle zu sichern.. Diese Maßnahme fand beim Volk durchaus Verständnis. Zu lebendig in der Erinnerung war noch die im Ersten Weltkrieg von den Engländern durchgeführte Seeblockade, durch die die überseeische Einfuhr von Nahrungsmitteln nach Deutschland unterbunden worden war, was zu einer bitteren Hungersnot führte.

Bereits 1936 verzeichnete Deutschland den höchsten Lebensstandard in seiner bisherigen Geschichte.

Am 16. März 1935 war, unter Ignorierung der im Versailler Vertrag vorgesehenen Beschränkung der deutschen Truppen auf ein Heer von einhunderttausend Mann,

die Wehrpflicht wieder eingeführt worden. Dieses beinhaltete, dass die Teilnehmer des Ersten Weltkrieges wiederholt zu mehrwöchigen Übungen eingezogen wurden. Solches widerfuhr auch Helmuth Schwichtenberg. Als am 1. September 1939 der Polen-Feldzug begann, wurde er vorübergehend eingezogen. Mit Beginn der Westoffensive im Mai 1940 musste er wieder den feldgrauen Rock anziehen. Genauer gesagt gab Helmuth Schwichtenberg, der von seinem Naturell her Soldat war, diesem den Vorzug gegenüber einem ihm angetragenen Posten bei der Landesbauernschaft in Königsberg. Angetan mit dem Feldgrau, fand er am 22. Juni 1944 in französischer Erde seine letzte Ruhe.

Im Grunde hatte er es nie überwunden, 1933 politisch auf das falsche Pferd gesetzt zu haben. War sein Bestreben doch einzig darauf ausgerichtet gewesen, sich entsprechend seinem patriotisch preußischen Wesen zum Wohl für sein Vaterland und für seinen Berufsstand einzusetzen.

Sein ältester Sohn Hans-Gerd, der einst Adlig-Dollstädt erben sollte, folgte seinem Vater wenige Monate später, am 13. Januar 1945, in den Tod. Er war im August 1943 an der Ostfront bei Smolensk durch einen Bauchschuss schwer verwundet worden. Davon noch nicht völlig genesen, ging er im Oktober 1944 freiwillig an die Front. Der Leutnant Hans-Gerd Schwichtenberg fühlte sich dazu in Anbetracht der kritischen militärischen Lage dem Vaterland gegenüber verpflichtet. Am 13. Januar 1945 wurde er verwundet, wiederum durch einen Bauchschuss. Er verblutete daran. Belgische Erde bei Sommerain gewährt ihm die letzte Ruhestätte.

Die Kehlmanns

Die Kehlmanns, einst nannten sie sich tor Kehlen, kamen aus Flamen und siedelten im Raum Osnabrück. Dort waren sie auf dem handwerklichen Sektor, speziell im Bereich Landmaschinen, tätig. Der Vater von Tochter Hanna schlug aus der Art und wandte sich der Landwirtschaft zu. Als Gutsverwalter gelangte er in die Provinz Posen. Dort fand er seine Frau und wurde 1891 Pächter des katholischen Kirchengutes Popowitza, südöstlich von Hohensalza gelegen.

Das Anwesen, durch einige Pleite gegangene katholische Vorpächter arg vernachlässigt, verfügte jedoch über sehr guten Boden. Neiderweckend erfolgreich war der neue Pächter, dessen Mangel lediglich darin bestand, evangelisch und deutsch zu sein. Da unter den gegebenen Umständen eine Pachtverlängerung über 1908 hinaus nicht zu erwarten war, hielt Hannas Vater in Ostpreußen nach einem finanzierbaren, größeren landwirtschaftlichen Anwesen Ausschau. Solches fand er 1906 in dem 315 Hektar großen Gut Glinken, im Raum von Lyck gelegen. Auch dieses Anwesen befand sich nicht im wirtschaftlich besten Zustand. Doch die Familie fühlte sich dort in der schönen masurischen Landschaft rasch sehr wohl.

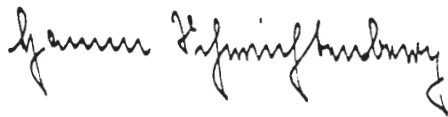
Dann überzog der Erste Weltkrieg dieses Gebiet und es geriet unter russische

Besatzung. Die europäisch geprägten russischen Einheiten benahmen sich korrekt, gegenteilig die aus dem asiatischen Raum. Im Februar 1915 wurde Ostpreußen von den feindlichen Truppen bereinigt. Rasch und großzügig erfolgte eine Entschädigung der davongetragenen Zerstörungen und der Verluste an totem und lebendem Inventar. Ende November 1918 waren fast alle Kriegsschäden in den betroffenen ostpreußischen Gebieten behoben. Dieses war weitgehend der Verdienst des damaligen Oberpräsidenten von Ostpreußen, Adolf von Batocki. Auch Kaiser Wilhelm II., der dieses Gebiet bereiste, setzte sich für eine rasche Schadensbehebung ein.

Und was geschah nach dem Zweiten Weltkrieg? In der Präambel des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 heißt es zwar unter anderem „Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden . . .“, doch dann, am 20. September 1990, die historische Erbärmlichkeit: Von fast allen Abgeordneten des Deutschen Bundestages wurde der Verzicht auf ein deutsches Gebiet, welches Ostpreußen, Westpreußen, Schlesien und große Teile Pommerns umfasst, stehend mit Ovationen begrüßt.

Im Februar 1919 verstarb plötzlich an einer schweren Erkältung der Vater von Hanna. Im Herbst gleichen Jahres verkaufte ihre Mutter das Gut Glinken. Den Erlös vertraute sie der Bank an und glaubte, von dessen Zinsen ein gesichertes Leben führen zu können. Doch sie hatte die Rechnung ohne die bald einsetzende Inflation gemacht. Später lebte sie einige Jahre bei der Tochter in Alt-Dollstädt und ging von dort am 21. Januar 1945 auch mit dem Alt-Dollstädter Treck auf die Flucht. Betagt und körperlich recht hinfällig geworden, verstarb sie in Danzig an Hungertyphus.

Frau Johanna Schwichtenberg

A handwritten signature in cursive script, reading 'Johanna Schwichtenberg'. The ink is dark and the handwriting is fluid and somewhat slanted to the right.

Vier große Aktenordner füllen die Briefe und Karten, die Frau Schwichtenberg nach dem Kriege von den einst in Alt-Dollstädt Beschäftigten bzw. deren Angehörigen erhalten hat. Eng beschriebenes, zum Teil grobes Nachkriegspapier. Manche Handschrift kann es nicht leugnen, dass es der Schreiber gewohnt war, mit größerem Gerät als einem Bleistift oder Federhalter umzugehen. Verstreut waren die Menschen deutschlandweit. Die meisten von ihnen hatte es jedoch nach Mitteldeutschland, in die sowjetisch besetzte Zone verschlagen. Vom Iwan von allem bis auf das nackte Leben „befreit“ die Perversität des Grauens erlebt, von der polnischen Miliz aus Alt-Dollstädt „hinauskomplimentiert“, trafen sie bei den



Frau Johanna Schwichtenberg, geb. Kehlmann · 1930: mit den Kindern Günther, Hans-Gerd und Hanne-Lore



1963: bereits 18 Jahre fern der ostpreußischen Heimat. Eine Mietwohnung mit Balkon in Herdecke/Ruhr ist jetzt ihr Zuhause.

Deutschen in ihrem derzeitigen Wohnort verschiedentlich auf verschlossene Türen und verschlossene Herzen.

Die Fremde war auch für sie nicht leicht zu ertragen. Tief saß das Heimweh in ihren Herzen. Sie baten Frau Schwichtenberg um Bescheinigungen betreffs ihrer einstigen Arbeitsverhältnisse in Alt-Dollstädt und suchten oft auch Trost, wollten jemand Vertrautem ihr Herz ausschütten. Die meisten Briefe sind jedoch rein zwischenmenschlicher Natur und ließen Frau Schwichtenberg an dem Familienleben und Familiengeschehen der Schreiber teilhaben. Ob in den Briefen bei der Anrede das Wort „gnädige“ benutzt wurde oder es auch „Meine liebe Frau Schwichtenberg“ hieß – die Schreiber berichteten von ihren großen und kleinen Sorgen, von Hoffnungsschimmern und Erfolgen. Hedwig Grunwald, das letzte Stubenmädchen von Alt-Dollstädt, erzählte von den eineinhalb Jahren Fronarbeit bei den Polen, von ihrer Eheschließung, ihrer kleinen Tochter und schließlich vom Erwerb eines Eigenheimes. Ja, die Karten waren nach dem Kriege neu gemischt. Das einstige Stubenmädchen wurde Besitzerin einer Immobilie, und deren ehemalige Chefin und Gutsbesitzerin lebte in einer bescheidenen Mietwohnung. Die ihr durch den 1952 eingerichteten Lastenausgleich zustehenden Gelder hatte Frau Schwichtenberg uneigennützig ihren Kindern zwecks Existenzgründung zur Verfügung gestellt.

In der sowjetisch besetzten Zone ging es den ausgewiesenen Alt-Dollstädtern, speziell den Alten, bedingt durch die dortige Wirtschaftslage, sehr schlecht. Frau Schwichtenberg, die in der Anfangszeit in Westdeutschland als Hilfsarbeiterin stündlich nur 0,40 DM verdiente, machte, um die Not dieser Menschen etwas lindern zu können, so manche Überstunde. Als sich in den fünfziger Jahren in Westdeutschland bereits ein gewisser Wohlstand ausbreitete, wurde von Frau Schwichtenberg abgelegte, jedoch gut erhaltene Garderobe gesammelt und nach Mitteldeutschland, aber auch zu den in Alt-Dollstädt verbliebenen Deutschen geschickt. Kleine persönliche Aufmerksamkeiten waren den Paketen, deren Zahl die Fünfzig im Laufe des Jahres überschritt, beigefügt. Tränen der Freude und Dankbarkeit bei den Empfängern waren ihr Lohn.

Zeit ihres Lebens fühlte sich Frau Schwichtenberg mit den ehemaligen Dollstädter Betriebsangehörigen verbunden. Sie war keine frömmelnde Betschwester mit Caritas-Blick, der es um Selbstdarstellung ging, sondern eine wahre Christin, eine Christin der Tat.

Das Verhältnis zwischen Frau Schwichtenberg und dem Personal war immer von spürbarer Wärme gewesen. Sie war außerdem sehr einfühlsam. Solches erfuhr auch das einstige Kindermädchen Ida Ladenthin. Sie berichtet: „Ich war kaum siebzehn Jahre alt und hatte Ausgang bis 22 Uhr. Der Sportverein tanzte bei Klippenstein („Bärenkrug“) und ich war dabei. Mit schlechtem Gewissen kam ich eine Stunde später nach Hause. Frau Schwichtenberg hatte auf mich gewartet. Sie schimpfte nicht mit mir. Sie nahm mich in den Arm und sagte nur: ‚Sieh mal, ich

komme die nächsten Tage in die Klinik und ich möchte mich doch darauf verlassen können, dass du unseren kleinen Sohn nicht allein lässt'. Ich dachte, ich muss vor Scham sterben.“

Mit 18 Jahren war sie einst Herrin auf Adlig-Dollstädt geworden. Außer einer behüteten Jugend und dem Besuch einer höheren Schule hatte sie nichts aufzuweisen. Mit Begeisterung stellte sie sich den neuen Aufgaben, jedoch nicht nur als Hausfrau, sondern sie war bemüht, rasch auch Kenntnisse auf dem landwirtschaftlichen Sektor zu erlangen.

Einen aufgeschlossenen Lehrer dafür fand sie in ihrem Schwiegervater. In einem Einspänner fuhr er mit der Wissenshungrigen durch die Felder und vermittelte ihr gerne von seinem reichen fachlichen Wissensschatz.

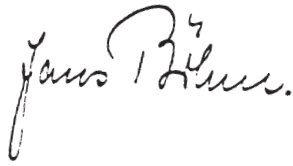
Kenntnisse in der Ersten Hilfe und im Diakonissenwesen eignete sich Frau Schwichtenberg in Kursen an, die Frau Toepel, die Frau des Königsblumenauer Pfarrers, erteilte, denn sie war bemüht, allen Aufgaben einer verantwortungsbewussten Gutsherrin gerecht zu werden. Ihr diakonisches Gewissen veranlasste sie – natürlich ohne das Wissen ihres Mannes –, einer Arbeiterfamilie fünf Mark zu bringen, die der Chef dieser wegen einer nicht ganz korrekten Inbesitznahme eines Sackes Gerste abgezogen hatte.

Die Schwichtenbergs waren alle passionierte Reiter. Helmuth Schwichtenberg hatte recht erfolgreich an größeren Reitturnieren teilgenommen. Ihnen wollte die junge Frau nicht nachstehen. Ihr Mann lehnte solches Ansinnen wegen bestehender Unfallgefahr jedoch ab.

Darauf traf sie sich über einen längeren Zeitraum frühmorgens mit dem Kutscher Krause in der Reitbahn, einem dazu umfunktionierten Scheunenfach, und nahm dort Reitunterricht. Die Heimlichkeiten kamen heraus, das ehemännliche Donnerwetter folgte, doch die junge Frau war inzwischen sattelfest. Und das sehr sittsam im knöchellangen Rock im Damensitz.

Frau Schwichtenberg liebte fröhliche Gesellschaften und war bei solchen gerne gesehen. Sie fanden in Adlig-Dollstädt jedoch relativ selten statt und schiefen nach 1933 fast völlig ein. Ihr Mann konnte dem allerdings wenig abgewinnen. Diesbezüglich war er von seiner Mutter geprägt.

Hans Georg Böhm

A handwritten signature in cursive script that reads "Hans Böhm". The signature is written in black ink on a white background.

Der letzte Gutsverwalter von Adlig-Dollstädt war der staatlich geprüfte Landwirt Hans Georg Böhm. Mit 29 Jahren übernahm er am 1. Juni 1941 diesen Posten. Wegen einer unfallbedingten 30-prozentigen Behinderung war er bisher nicht zum Militärdienst einberufen worden. Hans Georg Böhm entstammte einer in Sachsen, im Vogtland, beheimateten Familie, die seit Generationen Musikinstrumente herstellte und bis zum Ende des Ersten Weltkrieges als sehr gut betucht anzusehen war. Er jedoch, ohne musikalisches Talent, brach mit der Tradition, machte nach dem Abitur eine landwirtschaftliche Lehre und besuchte anschließend die Höhere Landbauschule. Als Verwalter war er auf landwirtschaftlichen Großbetrieben in Sachsen, Pommern und im Vogtland tätig. Im Vogtland heiratete er Lieselotte Herrmann. Sie war zum Leidwesen ihrer Schwiegereltern nicht standesgemäß, sondern nur die Tochter eines Obersteigers, also eines Bergmannes.

In Adlig-Dollstädt war die gut dotierte Stellung eines verheirateten Verwalters vakant. Und so verschlug es die beiden Sachsen nach Ostpreußen. Sie fühlten sich in Adlig-Dollstädt sehr wohl. Mit dazu beigetragen vor allem das dortige ausgezeichnete Arbeitsklima, das bestimmt war von dem zwischen Frau Schwichtenberg und ihrem Oberinspektor bestehenden Vertrauensverhältnis. Frau Schwichtenberg honorierte das fachliche Können und die Einsatzbereitschaft von Herrn Böhm dadurch, dass sie ihm die weitgehendst eigenmächtige Bewirtschaftung des Gutes ab dem 1. April 1944 vertraglich übertrug.

Auszug aus dem Vertrag: „Herr Böhm tätigt alle normalen landwirtschaftlichen Ein- und Verkäufe und alle Arbeitsverträge mit Ausnahme von Sekretärin und Gärtner . . .“. – Die Aufgaben der Sekretärin wurden zu der Zeit von Frau Schwichtenberg selbst wahrgenommen. – Die Sachbezüge des Oberinspektors beinhalteten freie Wohnung in einem modern errichteten Gebäude, einschließlich Beheizung und Beleuchtung. Zu den Naturalien gehörten Speisekartoffeln, die in der Menge nicht begrenzt waren, dazu jährlich 12 Doppelzentner Roggen, 3 Doppelzentner Weizen, 5 Doppelzentner Gerste (die Letzteren waren ausreichend für eine umfangreiche Geflügelhaltung), 2,75 Doppelzentner Schwein (Lebendgewicht), 52 Kilogramm Butter und 1 825 Kilogramm Vollmilch. Dazu kam ein monatlicher Betrag von 350 Reichsmark. Von dem betrieblichen Gewinnzuwachs erhielt er nach Abschluss des Wirtschaftsjahres 5 Prozent an Tantieme. Das Einkommen von Herrn Böhm war als überdurchschnittlich gut zu bewerten.

Bei dem jungen Ehepaar Böhm stellten sich bald Kinder, ein Mädchen und ein



1941: Oberinspektor Hans-Georg Böhm, geb. 20. 3. 1912, und dessen Ehefrau Lieselotte, geb. Hermann



1947: Frau Lieselotte Böhm mit ihren Kindern.

Ansfertigung

3 UR II 97/51

Beschluß vom 22. April 1952

Der am 20. 3. 1912 in Untersachsenberg geborene, zuletzt in Alt-Dollstädt / Kreis Fr. Holland (Ostpr) wohnhaft gewesene

Hans-Georg B ö h m,

Staatsangehörigkeit: deutsch Familienstand: verheiratet,
der seit dem 22. Januar 1945 verschollen ist, wird auf Antrag seiner Ehefrau

Frau Lieselotte B ö h m geb. Herrmann in Oelsnitz/Vogtl.,
Plauensche Str. 28

für t o t erklärt.

Als Zeitpunkt des Todes wird gemäß § 9 des Verschollenheitsgesetzes vom 4. 7. 1939

der 31. Juli 1949 24 Uhr

festgestellt.

Die Kosten des Verfahrens einschließlich der notwendigen außergerichtlichen Kosten der Antragstellerin fallen gemäß § 34 Abs. 2 des Verschollenheitsgesetzes dem Nachlaß zur Last.

Das Amtsgericht Oelsnitz/Vogtl.
gez. Dredler,
Amtsrichter.

Die Todeserklärung
von Hans-Georg Böhm

Junge, ein. Zu ihrer Unterstützung hatte Frau Böhm Anneliese Glutchkowski, deren Großvater Wilhelm Glutchkowski auf dem Gut ständiger Freiarbeiter war. – Die schulentlassenen Mädchen mussten damals ein Pflichtjahr nachweisen, bevor sie einen Beruf erlernen durften. Das Pflichtjahr war in einem ländlichen Haushalt oder bei einer Familie mit mehreren kleinen Kindern abzuleisten. – Anneliese Glutchkowski erlernte nach Abschluss des Pflichtjahres auf dem Hof von Willy und Lina Gehlhar in Reichenbach die Hauswirtschaft. Am 21. Januar 1945 ging sie mit dem Gehlharschen Treck auf die Flucht. Frau Gehlhar und ihre beiden Töchter mit den Kleinkindern verließen in Danzig den Treck, um den Kindern die Strapazen der Flucht zu mindern und flüchteten von dort aus weiter per Schiff. Die damals 17 Jahre alte Anneliese Glutchkowski hatte von dem versprengten Reichenbacher Treck die Fahrzeuge von Willy Gehlhar, Ernst Schlacht und Otto Schwarz engagiert und umsichtig bis nach Holm in Holstein geleitet.

Nachdem im Oktober 1944 die Rote Armee im Raum Gumbinnen nach Ostpreußen eingedrungen war, kamen aus dem betroffenen Gebiet Flüchtlinge nach Alt-Dollstädt, und große Rinderherden, an die zweitausend Tiere, wurden durch den Ort Richtung Westen getrieben. Im Inspektorenhaus fand die Flüchtlingsfamilie Wischnewski Aufnahme. Das gute Verhältnis zwischen beiden Parteien führte dazu, dass die Familie Wischnewski, nachdem sie weitergeleitet wurde, ihre 19 Jahre alte Tochter Liesbeth als Kindermädchen bei der Familie Böhm zurück ließ. Als nach dem 13. Januar 1945 die Situation in Ostpreußen anfangs bedrohlich zu werden, wollte Frau Böhm ihre beiden Kinder und das Kindermädchen mit dem Zug ins Vogtland zu ihren Eltern in Sicherheit bringen. Da freizügiges Reisen zu der Zeit nicht mehr statthaft war, hatte Herr Böhm beim Amtsvorsteher Lange in Neu-Dollstädt eine schriftliche Reiseerlaubnis erwirkt. Diese war vom 19. Januar 1945 datiert, konnte jedoch zugmäßig erst am 23. Januar ab Dirschau wahrgenommen werden.

Am 21. Januar 1945 um 23 Uhr begann für die Alt-Dollstädter Bewohner die Flucht. Frau Böhm mit ihren Kindern, dem Kindermädchen und einige andere Frauen mit ihren Kindern befanden sich auf dem treckergezogenen, mit Fluchtgepäck voll beladenen, offenen Anhänger. Treckerfahrer war Otto Zibrowius. Er hatte den Auftrag, das auf dem Marktplatz abgestellte Gepäck von Flüchtlingen, die in Alt-Dollstädt in Quartier gewesen waren und die man bereits weitergeleitet hatte, nach Dirschau zu transportieren. Zwei Mal machte er die Tour. Dennoch blieb etliches Gepäck auf dem Marktplatz zurück. Unscheinbare kleine, schneebedeckte Hügel – zum Teil unersetzliche Habe in sich bergend.

Frau Böhm gelang es, von Dirschau mit einem der letzten am 23. Januar verkehrenden Züge das Vogtland zu erreichen. Sie fand Aufnahme bei ihren Eltern. Relativ problemlos war sie mit ihren Kindern und dem Kindermädchen den Fängen der Roten Armee entkommen. Die bald darauf das Vogtland erobernden amerikanischen Einheiten trugen menschliche Züge. Als die Amerikaner am 3.

Juli gleichen Jahres das Gebiet den Sowjets übergaben, stellten die „roten Kulturbringer“ dort keine akute Gefahr mehr für die deutsche Weiblichkeit dar. – Wie Fritz Helbing, Hermann Teschner, Rudolf Elter und Otto Krause durfte auch Hans Georg Böhm nicht mit seiner Familie mit dem Treck mitziehen. – Sie waren dem Volkssturm verpflichtet und sollten retten, was praktisch nicht mehr zu retten war, sollten das bewerkstelligen, wozu die regulären Truppen nicht in der Lage waren: die haushoch überlegene Rote Armee aufhalten.

Die „Uniform“ von Hans Georg Böhm bestand aus einer dicken grünen Bauernjoppe, Stiefelhosen und Stiefeln. Seine Bewaffnung stellte ein Jagdgewehr aus dem Waffenbestand des Hauses Schwichtenberg dar. Entsprechend dem von ihnen am 12. November 1944 geleisteten Eid, ließen diese Männer ihre Angehörigen Richtung Westen ziehen und machten sich mit einem mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen auf den Weg zu ihrem Gestellungsort Schlobitten. Den Mangel an militärischer Ausrüstung hatten sie durch überreichlich geladene Verpflegung ausgeglichen. Unter anderem führten sie zwei große Büchsen Bonbons mit sich. Diese waren aus dem von Gastwirt Jewski gehorteten und von ihm zurückgelassenen Bestand. In Schlobitten wurde den Volkssturmmännern die Erbärmlichkeit und Aussichtslosigkeit ihrer Lage richtig bewusst. Noch am Abend des 22. Januar rief Hans Georg Böhm Frau Schwichtenberg an und beschwor sie, umgehend zu flüchten. Sie war mit ihrem 16 Jahre alten Sohn Günther und zwei Eleven im unerschütterlichen Vertrauen auf eine Schicksalswende durch das deutsche Militär in Alt-Dollstädt zurückgeblieben – eine heute unbegreifliche Ahnungslosigkeit. Sie hatten dort notdürftig das Vieh versorgt. – Noch in der gleichen Nacht fiel Hans Georg Böhm den Rotarmisten in die Hände und gilt seitdem als vermisst. Auch die anderen vier Alt-Dollstädter Volkssturmmänner gelten als vermisst, sind anonym gestorben.

Viele Tausend deutsche Frauen bangten damals um ihre Männer, die Väter ihrer Kinder, und hofften auf deren Wiederkehr. So auch Frau Böhm. Doch die Jahre vergingen und das Hoffen fand keine Erfüllung. – Leicht war das Leben für die junge Mutter, die nun auch alleinige Ernährerin ihrer Kinder war, unter den erschwerenden Umständen in Mitteldeutschland, dem von den Sowjets besetzten Gebiet, nicht. Frau Böhm fand als Bürokräftin Arbeit und fungierte die letzten Jahre ihres Berufslebens als Standesbeamtin in Oelsnitz im Vogtland.



*Frau Böhm als Standesbeamtin
(1964 – 1970)*

Das Gutspersonal

Die Beschäftigten eines Gutsbetriebes hatten weder zahlenmäßig noch sonst in keiner Weise etwas mit dem Proletariat der großen Fabriken gemeinsam. Zwar gehörten sie wirklich nicht zu den Großverdienern, jedoch war ihr Arbeitsplatz relativ krisenfest und drückende Armut oder gar Hunger blieben vor ihrer Tür. In diesem Zusammenhang folgende Begebenheit: Es war eine ganz „dewatsche“ (verdrehte, verrückte) Zeit. Für ein Mandel Eier, also fünfzehn Stück, wollte der Kaufmann nicht einmal „ein Pfundche Farin“ (Zucker) rausrücken. Verärgert darüber verließ die Kundin den Laden, schlug zu Hause die fünfzehn Eier in die Pfanne und verspeiste diese Portion auf Anhieb – ohne Wenn und Aber. Ihr lag danach das Omelett nicht so schwer im Magen wie der Ärger über den unverschämten Kaufmann.

Es gab aber auch Haushalte, in denen es zeitweise recht spartanisch zuging, was wohl überwiegend auf geringe wirtschaftliche Fähigkeiten der Hausfrau und Mutter zurückzuführen war. Für jeden Tischgenossen lag dann ein Häufchen Salz auf der Tischplatte. Und auf des Tisches Mitte entleerte die Hausfrau einen großen Topf Pellkartoffeln.

Gewiss war die Landarbeit nicht leicht, dafür jedoch nicht so monoton wie Fabrikarbeit. Der Natur, der Schöpfung nahe zu sein, den Duft des im Frühjahr aufgebrochenen Ackers, des blühenden, wogenden Getreidefeldes und des reifen Korns wahrnehmen zu können, entschädigte jedoch für vieles.

Die Arbeiter eines landwirtschaftlichen Großbetriebes waren entweder Deputanten, auch Instleute genannt, oder Freiarbeiter. Die Ersteren hatten eine sehr enge Bindung zum Betrieb und wurden überwiegend in Naturalien entlohnt. Dazu gehörte unter anderem eine Wohnung und relativ reichlich bemessene Feuerung. Sie hatten auch die Möglichkeit, außer Schweinen und Geflügel eine Kuh zu halten.

Die Freiarbeiter dagegen waren nicht so fest an den Betrieb gebunden, was aber nicht besagt, dass verschiedene von ihnen zeit ihres Arbeitslebens einem Betrieb die Treue hielten. Sie wurden überwiegend in bar entlohnt. Die Entlohnung der Landarbeiter in Ostpreußen erfolgte nach dem dort seit dem 1. Oktober 1920 geltenden Provinzialtarif. Es war ein Manteltarif, so dass in einzelnen Kreisen geringe Abweichungen vorkommen konnten. 1937 hatte der Tarif eine Korrektur erfahren.

Adlig-Dollstädt verfügte über einen relativ großen Stamm langjähriger zuverlässiger Mitarbeiter. Sie waren zum Teil untereinander versippt und schon in der zweiten Generation auf dem Betrieb tätig. Etliche Familiennamen kamen daher mehrfach vor. Insgesamt waren neununddreißig verheiratete ständige Arbeitskräfte beschäftigt. An ihrer Spitze stand der Oberinspektor. Seit 1941 war es Hans Böhm. Zeitweise hatte er Eleven zu seiner Unterstützung. Das waren meist junge angehende Landwirte, die ihr Fachwissen durch das Kennenlernen anderer Betriebe erweitern wollten. Außer freier Kost an der Tafel der Familie Schwichtenberg und freier Unterkunft im Gutshaus erhielten sie monatlich ein Taschengeld von fünfzehn Reichsmark.

Im Deputantenverhältnis standen die nachfolgenden Mitarbeiter:

Werner, Rudolf	Hofmann (vor ihm Wilhelm Jordan)
Langheim	Vorarbeiter
Elter, Rudolf	Oberschweizer (vor ihm bis 1939 Karl Skrotzki)
Steppuhn I, Karl	Jungviehfütterer
Hardt, Karl	Schmied (vor ihm Karl Wionzeck)
Narzinski, Johann	Stellmacher
Schmidt, Wilhelm	Kutscher (vor ihm Friedrich Krause)
Kosnowski, Gottfried	Schweinemeister
Zibrowius, Otto	1. Treckerfahrer
Fröse, Franz	2. Treckerfahrer
Barsch, Otto	Gespannführer
Buchholz, Erich	Gespannführer
Gutt, Gustav	Gespannführer
Jordan, Hermann	Gespannführer
Kossner, Fritz	Gespannführer
Krause II, Karl	Gespannführer
Prengel, Fritz	Gespannführer
Steppuhn II, Karl	Gespannführer
Bartsch, Hermann	ohne spezielle Funktion
Krause I, Karl	ohne spezielle Funktion
Lehwald, Leopold	ohne spezielle Funktion
Mischke, Eduard	ohne spezielle Funktion
Musahl	ohne spezielle Funktion
Salomon, Ernst	ohne spezielle Funktion

Der Hofmann Rudolf Werner und der Kutscher Wilhelm Schmidt waren ehemals
Gespannführer auf diesem Betrieb gewesen.

Verhältnismäßig hoch belief sich im Vergleich zu anderen gleich gelagerten Be-
trieben die Zahl der ständigen Freiarbeiter. Diese waren:

Bartsch, August	Dränagemeister
Pannwitz, August	Gartenarbeiter
Fröse, Hermann	Schirrarbeiter, während des Krieges
	Vertretung des Stellmachers
Fröse, Hermann jun.	ohne besondere Funktion bzw.
	Handlanger bei Maurerarbeiten
Gessler, Karl	ohne besondere Funktion
Krause, Fritz	ohne besondere Funktion
Lissowski, August	ohne besondere Funktion
Boll, Heinrich	ohne besondere Funktion
Broschinski	ohne besondere Funktion
Falk	ohne besondere Funktion
Glutschkowski	ohne besondere Funktion
Kosnowski	ohne besondere Funktion
Radowski, Eduard	ohne besondere Funktion
Rosner, Karl	

Männliche Scharwerker waren:

Krause, Emil
Langheim, Kurt
Langheim, Franz
Mischke, Max
Musahl, Gerhard

Die weiblichen Scharwerker waren:

Gutt, Gerda
Gutt, Gertrud
Krause, Meta
Langheim, Frieda
Langheim, Erna
Langheim, Hilde
Marquard, Erika
Mischke
Mischke
Werner, Gertrud

Laut Arbeitsvertrag waren die Deputanten zur Stellung eines Scharwerkers verpflichtet. Für den Scharwerker bekamen sie ein entsprechendes Deputat und mussten diesen dafür in Kost und Logis nehmen. Bei den älteren Deputanten übernahm im allgemeinen eines der eigenen Kinder den Scharwerksdienst. Junge Deputanten dagegen „liehen“ sich oft in der Verwandtschaft eine arbeitswillige ledige Person aus. Wie der Bezeichnung Scharwerker (in Scharen werken) zu entnehmen ist, arbeiteten diese jungen Leute meistens in einer Gruppengemeinschaft. In der Regel führte bei diesen der Hofmann eine lose Aufsicht.

Zur Bewältigung der betrieblichen Arbeitsspitzen, die beim Rübenhacken, der Heu-, Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte auftraten, wurden nach Bedarf die Ehefrauen der Deputanten und Freiarbeiter eingesetzt. Sie erhielten einen Stundenlohn, der wöchentlich abgerechnet wurde und samstags zur Auszahlung kam. Solches war auch der Abrechnungsmodus bei den Freiarbeitern. Mit den Deputanten rechnete man monatlich ab. Sie und die von ihnen gestellten Scharwerker erhielten ihren Barlohn am Letzten eines jeden Monats. Der Barlohn stellte bei den Deputanten einen relativ geringen Anteil des Verdienstes dar.

Im Lauf des Krieges wurde die Arbeiterschaft nach und nach multinational, wobei die Deutschen zu guter Letzt in der Minderheit waren. Außerdem handelte es sich bei denen, soweit männlichen Geschlechts, fast ausschließlich um Rentner. Zeitweise waren es nur Oberinspektor Böhm und der Treckerfahrer Otto Zibrowius, die diesen nicht zuzurechnen waren. Gegen die Allmacht der Partei hatte Frau Schwichtenberg sehr anzukämpfen, damit ihr wenigstens diese beiden Männer belassen wurden, sie weiterhin „uk-gestellt“ blieben, also für den Betrieb unabkömmlich waren. Und die „Kriegserzeugungsschlacht“ sollte in jedem Fall erfolgreich geschlagen werden. Damit die Ernte rechtzeitig eingebracht werden konnte und die Feldbestellung sachgerecht erfolgte, hatte die Woche nicht selten zweiundsiebzig Arbeitsstunden, war der Sonntag ein Arbeitstag. In den Fabriken und den Behörden bestand im Krieg die 60-Stunden-Arbeitswoche. – Nur der beispielhaften Einsatzbereitschaft der Betriebsangehörigen, Aktiven und Rentner war es zu verdanken, dass alles relativ reibungslos und ordnungsmäßig ablief. 1944 wurde sogar noch eine sehr gute Ernte eingefahren.

Noch während der Erntezeit des Jahres 1944, im Juli, verordnete Gauleiter Erich Koch den Ostpreußen den Bau von Verteidigungsstellungen, Panzer-, Schützengräben und dergleichen. Lediglich mit Spaten und Schaufel schufteten Tausende, die schon oder noch die Schaufel handhaben konnten, Deutsche und Fremdarbeiter. Auch die Landwirtschaft musste zu diesen so genannten Schippkommandos Leute abstellen.

Am 1. September 1939 klang aus den Volksempfängern Hitlers Stimme: „ . . . Das Maß ist voll. Seit heute früh fünf Uhr wird zurück geschossen . . .“ Es war Krieg und das sehr ostpreußennah. Die zur „Übung“ einberufenen Reservisten marschierten gen Warschau. Es war ein Blitzkrieg und polnische Kriegsgefangene er-

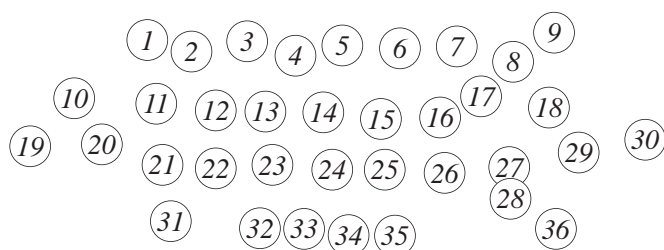
setzten sehr bald in der Landwirtschaft die einberufenen deutschen Männer. Man gewöhnte sich rasch an die erdbraunen Gestalten mit den eigenartigen viereckigen Mützen. Das Verhältnis zu ihnen war deutscherseits bedeutend zwangloser und lockerer als es der Partei lieb war.

Bald nachdem 1940 der Frankreich-Feldzug begonnen hatte, wurden die polnischen Kriegsgefangenen durch französische Kriegsgefangene abgelöst. Diese führten, in der Landwirtschaft eingesetzt, zwar kein Leben „wie Gott in Frankreich“, genossen jedoch eine für Kriegsgefangene sagenhafte Freiheit. Sie ersetzen oft die Fachkräfte, denn Hitlers Bedarf an Soldaten war unstillbar, und so wurde auch die Landwirtschaft immer wieder nach waffenfähigen deutschen Männern durchforstet. Bald nach Beginn des Rußland-Feldzuges (21. Juni 1941) standen der Landwirtschaft auch sowjetische Kriegsgefangene zur Verfügung. In Alt-Dollstädt kamen etwa zwanzig von ihnen zum Einsatz. Sie wurden von einem Wachmann, einem älteren Reservisten, bewacht. Das Bewachen dieser Gefangenen darf man durchaus nicht eng auslegen, denn solches war bei der weiträumigen landwirtschaftlichen Arbeit gar nicht möglich. Des Nachts wurden diese Gefangenen in einem vergitterten Raum im ehemaligen Obstlager eingeschlossen. Wenn denen allerdings ernstlich der Sinn nach Flucht gestanden hätte, wäre dazu jederzeit Gelegenheit gewesen.

Verpflegt wurden sie vom Gut. Ihr Mittagessen kochte eine Deputantenfrau in der Waschküche. Sie mussten wahrhaftig nicht hungern und wurden arbeitsmäßig nicht mehr gefordert als die deutschen Arbeiter. Rotarmisten werden wohl sehnsüchtig an die Zeit in Alt-Dollstädt zurückgedacht haben, nachdem sie, die sie in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren, von Väterchen Stalin für Jahre in sibirische Straflager gesteckt wurden.

Hitler brauchte für den Krieg auch junge Weiblichkeit, Mädchen als Nachrichtenhelferinnen und im Schwesterndienst. An Stelle dieser Mädchen fanden solche aus anderen Ländern in den verschiedensten Aufgabenbereichen Anstellung. So geschah es auch auf Alt-Dollstädt, wo zwei polnische Mädchen als Haus- und Küchenhilfen tätig waren. Sie standen in einem regulären Arbeitsverhältnis, welches Lohn, Urlaub und soziale Sicherheit bot. Von Zwangsarbeitern konnte beim besten Willen keine Rede sein. Jedoch gab es auch Deutsche, wie in Alt-Dollstädt durch Evakuierte geschehen, welche die Polen diskriminierten und unter anderem diesen Mädchen die Benutzung der Parkbänke verübelten.

Mit dieser internationalen Besetzung, die zum Teil landwirtschaftsfremden Berufen angehörten, wurde der Gutsbetrieb in den Kriegsjahren geführt. Durch das fachliche Können des Oberinspektors und durch das harmonische Verhältnis zwischen ihm und der sehr aufgeschlossenen, verständnisvollen Besitzerin konnten zahlreiche, jedoch nicht sämtliche kriegsbedingten Schwierigkeiten überwunden werden. So fehlte es bereits im Herbst 1944 an entsprechenden Kräften, um die Gespanne voll nutzen zu können, da die noch vorhandenen Männer und jungen



1939: Hochzeit von Fritz Krause und Frieda Werner

- | | | | |
|----|-----------------------------|----|-------------------------------------|
| 1 | Hermann Jordan (gefallen) | 19 | Martha Krause |
| 2 | Lina Krause | 20 | August Lisowski |
| 3 | Hermann Fröse (gefallen) | 21 | Rosemarie Werner (1945 verstorben) |
| 4 | Ida Krause | 22 | Rudolf Werner |
| 5 | Robert Werner (gefallen) | 23 | Frieda Werner |
| 6 | Elisabeth Fischer | 24 | Fritz Krause (beinamputiert) |
| 7 | Herbert Weier (gefallen) | 25 | Martha Krause |
| 8 | Emil Krause (beinamputiert) | 26 | Karl Krause |
| 9 | Karl Steppuhn | 27 | Frieda Buchholz |
| 10 | Gäbler, Musiker | 28 | Erich Buchholz |
| 11 | Jablonski, Musiker | 29 | Gertrud Marquardt (1945 verstorben) |
| 12 | ? | 30 | Karl Krause |
| 13 | Frau Jabs | 31 | Gertrud Werner |
| 14 | Marie Fröse | 32 | Horst Buchholz |
| 15 | Hermann Fröse | 33 | Helmut Buchholz |
| 16 | Lina Kohlmann | 34 | Gertrud Buchholz |
| 17 | Otto Kohlmann | 35 | Kurt Krause (1945 verstorben) |
| 18 | Erich Buchholz | 36 | Meta Krause |

Burschen immer wieder für zwei Wochen zum Ostwall-Schuppen einrücken mussten. Dann musste das Zuckerrübenverladen am 20. November eingestellt werden, weil es an Waggonen mangelte. Der Mangel an Transportmitteln wirkte sich sehr vielfältig aus. So konnten deswegen zum Beispiel keine Speisekartoffeln der letzten Ernte ins Reich geschickt werden. Es bestand daher die Anordnung, dass diese Kartoffeln in Ostpreußen zu Spiritus zu verarbeiten waren. Aber auch die Abnahme von Schlachtvieh, Mastschweinen und Brotgetreide konnte nicht mehr termingemäß erfolgen. Das knappe Nahrungsmittelangebot im Reich resultierte daher überwiegend aus Transportschwierigkeiten. Zu den fehlenden Waggonen kamen noch immense Schäden am Bahnnetz, die zu erheblich längerer Transportdauer führten.

Trotz häufig auftretender Schwierigkeiten blieb wohl bei den meisten Ostpreußen der Glaube an den Endsieg erhalten. Vielleicht wollte man auch nur daran glauben, weil alles andere unvorstellbar schrecklich war. Von dieser Warte aus gesehen ist es durchaus verständlich, dass Oberinspektor Böhm am 4. Januar 1945 mit dem Zug nach Königsberg fuhr und dort bei der Landesbauernschaft Bezugsscheine zum Kauf eines Dreschkastens, eines schweren Pfluges für den Trecker, eines modernen Kartoffelroders und einer Musmühle zur gründlichen Zerkleinerung von den zur Schweinemast eingesetzten Zuckerrüben beantragte. Oberinspektor Böhm erhielt diese kostbaren Bezugsscheine, die damals mindestens so wichtig wie Geld waren. Allerdings kam es nicht mehr zum Kauf der Maschinen und Geräte.

Als die Dollstädter Bewohner am 21. und 22. Januar 1945 flüchteten, ließen sie ein völlig intaktes Rittergut zurück, welches lediglich mit einigen Arbeiten in Verzug geraten war.

Das Gutshaus

Es ist durchaus nicht abwegig, das Gutshaus als Herzstück des Rittergutes von Adlig-Dollstädt zu bezeichnen. Die Wirtschaftsgebäude einschließlich der Leutewohnungen befanden sich zu diesem in ziemlicher Distanz, jedoch weniger bezüglich ihrer Entfernung, sondern mehr hinsichtlich baulicher Charakterunterschiede. Das Gebäude ließ sich in keiner Weise in das Schema der ostpreußischen Gutshäuser einordnen, obwohl die durchaus nicht alle über die gleiche Leiste gearbeitet waren. Seine Architektur war in hohem Maße italienisch geprägt. Es hätte sich sehr gut in südliche Gefilde, umrahmt von Zypressen und Pinien, eingeordnet. In seinem Kern beherbergte das Gebäude noch Teile des einstigen wehrhaften Ordenshauses: stabiles Kreuzgewölbe aus großformatigen Ziegelsteinen auf schweren Rippen, wie es auch typisch in den Ordensburgen war. Aus solch einem Gewölbe bestand die Decke des sich unter dem ganzen Gebäude befindlichen Kellers. Ein weiteres Gewölbe dieser Art befand sich im Parterre, dort wo das Gutsbüro eingerichtet war. Die Umwandlung des einstigen auf Wehrhaftigkeit aus-



Das Gutshaus von Adlig-Dollstädt. In ihm sind Bauteile aus dem einstigen Ordenshaus enthalten.

Zimmerflucht im Gutshaus.



Wertvolle Schnitzereien schmücken das Innere des Gutshauses.

gerichteten Gebäudes in ein Wohnhaus bedingte bauliche Veränderungen. Die größte dieser Art, sowohl innen wie auch außen, erfuhr es in den Jahren 1890 bis 1900 durch den damaligen Besitzer, den gut betuchten Berliner Fabrikanten Litten. Für die Beheizung des Hochparterres ließ er eine Zentralheizung einbauen, ein damals auf dem Lande ungekannter Luxus. Unter anderem war ein aus Italien geordneter Stukkateur ein Jahr lang damit beschäftigt, die Decken im Herren, Ess- und Gartenzimmer zu gestalten. – Die vordere Gebäudehälfte, Hochparterre mit einem Stockwerk, zierte eine geräumige Veranda mit darüber liegendem Balkon. Der dem Park zugekehrte Gebäudeteil erhob sich über zwei Stockwerke. Alles überragte ein Turm um etwa acht Meter, der von einer Fahnenstange gekrönt wurde. Weit sichtbar, die Wipfel der Parkbäume überragend, flatterte dort die Fahne der damaligen Zeit. Anlass zur Beflagung fand sich oft bzw. wurde angeordnet. Vom Turm aus bot sich dem Betrachter ein weiter Blick in die Wiesenlandschaft der Niederung und er konnte den Lauf der Sorge verfolgen, bis sie im Rohrdickicht des Drausensees verschwand. Schwach zeichneten sich in der Ferne die Türme der Stadt Elbing ab. Bei Dunkelheit grüßte gleich einem flimmernden Lichterband die Stadt von dort herüber.

Das Gutshaus, verputztes Mauerwerk, trug einen weißen Anstrich und sein relativ flaches Dach war mit Dachpappe eingedeckt. Es war an eine etwa fünf Hektar umfassende Gartenanlage, die neben dem Park einen Gemüse- und Obstgarten für den gutshaushaltlichen Bedarf umschloss, angelehnt. Zum Gutshof wurde es durch gärtnerische Anlagen abgeschirmt – gepflegte Atmosphäre in Haus und Park.

Das Gutshaus umfasste siebenundzwanzig Räume. Das waren räumliche Dimensionen, die entsprechendes Hauspersonal benötigten. Und dieses setzte sich zusammen aus einer Wirtschafterin und drei Mädchen. Der Wirtschafterin, auch Mamsell genannt, oblag das Kochen, wobei sie sich mit der Hausherrin abstimmte. Ansonsten hatte sie auch das Sagen bezüglich der drei Hausmädchen. Eine langjährige Wirtschafterin, die sich in der Erinnerung der Schwichtenberg-Kinder nachhaltig eingepreßt hatte, war Frau Pohlmann, „Polle“ genannt. Wenn Frau Schwichtenberg des Abends ihre Sprösslinge vermisste, waren sie mit Sicherheit bei der „Polle“ auf dem Zimmer. Speziell von Afrika konnte diese derart spannend erzählen und damit immer wieder ihre kleinen Zuhörer fesseln. Sie pflanzte ihnen das Fernweh nach fremden Ländern ein. Hanne-Lore folgte diesem später sogar in den Schwarzen Erdteil. Doch das „Polle“-Afrika fand sie dort nicht. Es hat wohl nur im Fabuliertalent der „Polle“ existiert. – Sie selbst, nicht mehr ganz taufrisch, hatte im Laufe des Krieges einen Elbinger Kaufmann geheiratet.

Durch den kriegsbedingten Personalangel war es nicht einfach, für sie Ersatz zu finden. Frau Schwichtenberg konnte diese zusätzliche Arbeit nicht übernehmen.

In die Bresche sprang die neunzehnjährige Tochter Hanne-Lore. Sie brach ihr Praktikum bei Hunsdörfer auf dem Rittergut Charlottenruh, Kreis Gerdaun, ab und führte bis zur Vertreibung den Haushalt ihres Elternhauses. Hier gestalteten

sich die Umstände zusehends schwieriger, da das Gutshaus sehr stark mit Flüchtlingen, vor allem aus dem östlichen Ostpreußen, belegt war.

Regulär bewohnt wurde das Haus von dem Besitzerehepaar Schwichtenberg mit seinen vier Kindern, Frau Maria Kehlmann, der Mutter von Frau Schwichtenberg, zeitweise von einem Eleven bzw. unverheirateten Inspektor, ggf. einer Rendantin und von dem Hauspersonal. Das Letztere war sehr großzügig untergebracht. Die Wirtschafterin hatte zwei Zimmer inne, das erste Mädchen ein Zimmer und die beiden anderen Mädchen bewohnten ein Zimmer gemeinsam.

Frau Schwichtenberg, dem ganzen Hauswesen vorstehend, ließ keineswegs den lieben Gott einen guten Mann sein und spielte die „Gnädige“. Zeitweise führte sie das Gutsbüro. Dieses war eine tagesfüllende Tätigkeit. Anfang der dreißiger Jahre war mit dem Rendantenamt die Schwester von Frau Schwichtenberg betraut gewesen, da deren Mannes Tätigkeit als Architekt zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit nicht den Mann, geschweige dazu noch eine Frau ernährte. Vorübergehend bekleidete ein Fräulein Lauk diesen Posten. Sie zeichnete sich durch eine rote Haarpracht aus, war jedoch als Gutsrendantin auf dem falschen Dampfer. Dagegen kam das attraktive Fräulein Engelhardt mit dem Aufgabengebiet und ihrem Motorrad sehr gut zurecht. Eine Frau auf dem Motorrad – damals eine Sensation.

Seit Beginn des Krieges oblag Frau Schwichtenberg mehr oder weniger die Führung des Gutes. Ab Frühjahr 1942, nach dem Ableben ihres Schwiegervaters, kam noch die Domäne in Heiligenwalde dazu. Seit 1908 waren die Schwichtenbergs deren Pächter. Die Domäne hatte eine Größe von 275 Hektar und wurde sehr intensiv bewirtschaftet. Schwerpunkte waren auch hier eine leistungsfähige Milchviehherde und die Aufzucht von Remonten. Ernst Behring, ein erfahrener landwirtschaftlicher Beamter, führte den Betrieb bereits seit 1926.

Das Leben im Alt-Dollstädter Gutshaus glich in keiner Weise dem in einem goldenen Käfig. Dieses bezog sich auch auf die Kinder. Sie suchten sich ihre „Komoschkes“ (Spielkameraden) selbst aus, wobei diese nicht nach der Herkunft der Eltern ausgewählt wurden. Wenn allerdings gewisse moralische Bedenken angebracht waren, redete auch die Mutter ein Wörtchen mit. Ihr oblag sowieso die Kindererziehung. Dieses geschah ihrerseits, wenn nötig, allerdings nicht nur mit Worten, ansonsten jedoch entsprechend ihrem Wesen, sehr liebevoll. Als jedoch Günther, der jüngste Sohn des Hauses, der kreatives Spielen oft recht großzügig auslegte, zusammen mit einem Spielgefährten mit reifen Kastanien erfolgreiches Zielwerfen auf die Stallfenster durchgeführt hatte, musste der Vater erzieherisch in Aktion treten. Der löste die Angelegenheit einfach und ohne jede Dramatik: mannhaftes Ertragen von drei Hieben mit der Reitgerte auf den Hintern oder eine Tracht Prügel. Ein richtiger ostpreußischer Junge war hart im Nehmen. Für ihn galt: „Was uns nicht umhaut, macht uns nur härter.“ Dieser Sprössling hatte seiner Mutter oft den Atem stocken lassen, wenn er seiltänzerisch auf der Dachrinne des Hauses balancierte. Dass er sein im ersten Stock gelegenes Zimmer mit Vor-

liebe am Blitzableiter hochhangelnd aufsuchte und es auf diesem Wege auch verließ, übersah man am besten.

Es war bitterkalter Winter. Die Sorge lud zum Schlittschuhlauf ein. Ziel sollte der in fünf Kilometern Entfernung gelegene Ort Baumgarth sein. In weiter Ferne sah Günther bereits seine Komoschkes auf dem Eis dahingleiten. Schnell die Schlittschuhe mit dem Spezialvierkantschlüssel an Sohlen und Hacken der Schnürschuhe angeschraubt. Im Karacho ging es los, dabei übersah er unter der Brücke die Schwachstelle im Eis und nahm ein Vollbad. Umkehren und nach Hause? Ach was! Er schüttelte sich wie ein nasser Pudel und spurtete gen Baumgarth. Rasch war er, zum Gaudium seiner Gefährten, in einen recht hinderlichen, doch windundurchlässigen Eispanzer gehüllt. Seiner Schlittschuhbegeisterung hatte das keinen Abbruch und seiner Gesundheit keinen Schaden getan.

Er war etwa zwölf Jahre alt. Mittägliche Ruhe auf dem Gutshof. Vater Helmuth hatte sein Auto in der Garage abgestellt. Günther „lieh“ sich dieses aus, lud seine Kumpane ein und gemeinsam machten sie eine Spritztour nach Heiligenwalde. Alles klappte wunderbar. Auch Oberwachtmeister Meier, an dessen Haus sie vorbeifuhren, bekam davon nichts mit. Die Garageneinfahrt schien jedoch inzwischen enger geworden zu sein. Als dann der Vater das Auto wieder benutzen wollte, war ihm unerklärlich, wie er diesem die Blessuren beigebracht und davon noch nicht einmal etwas bemerkt hatte.

Ansonsten hatte Helmuth Schwichtenberg verschiedentlich Anlass, sich darüber zu wundern, wie nachsichtig doch ein Engel mit ihm gewesen sein muss und ihn unbeschadet nach Hause geleitet hatte. Bei seiner Tätigkeit als Kreisbauernführer kam er nicht selten in Kreise, die an einem Abend eine ganze „Schkurr“ verflüchtigten (den Erlös für ein Schwein versoffen). Einen Asketen kehrte er bei solchen Gelegenheiten nicht heraus. Doch zu Hause war er dagegen gefeit. An den Weinflaschen in des Hauses Keller webten die Spinnen ihre Netze.

Kräftig wurden sie jedoch gestört, wenn Remontemarkt stattfand oder beim Schüsseltreiben, welches den Abschluss einer Treibjagd bildete. Die Schüsseltreiben verliefen in der Regel recht turbulent. Demonstrierte dabei doch einmal ein Teilnehmer seine Treffsicherheit mit der Pistole. Als Ziel dienten ihm die Gästepelze in der Garderobe. Er verschaffte damit den Kunststopfern, die den Schaden wieder beheben mussten, einigen Verdienst. Sonstige mit Wein zu begießende Anlässe waren in Adlig-Dollstädt dünn gesät – zum Bedauern von Frau Schwichtenberg. Ein Fest besuchte das Ehepaar jedoch regelmäßig. Das war der „Bullenball“, das Winterfest der ostpreußischen Rindviehzüchter in der Stadthalle von Königsberg. „Man traf sich dort,“ das heißt, wer Rang und Namen und das nötige Kleingeld hatte.

Bei den ausgedehnten, oft den Nachtschlaf raubenden Skatrunden, die Helmuth Schwichtenberg im Gasthof Klein drosch – sein Cousin Benno Schlicht war mit von der Partie –, wurde den harten Getränken der Vorzug gewährt. Der dritte Mann

in der Runde war meistens Otto Schwichtenberg. Er kam mit Pferd und Wagen von Heiligenwalde. Fand das Skatspiel bei ihm zu Hause statt, war sein Bescheid an die Mitspieler: „Essen und trinken, das könnt ihr, aber das Geld, das bleibt im Hause.“ Und tatsächlich befand er sich stets auf der Gewinnerseite. Da man nicht, wie allgemein üblich, um ein Zehntel Pfennig, sondern um einen Pfennig spielte, konnte der Gewinn durchaus lukrativ sein.

Die Schwichtenbergs nahmen ihre Mahlzeiten im Speisezimmer ein: weißes Tischtuch, Servietten, Porzellangeschirr. Das Letztere wurde allerdings mit den gleichen Speisen gefüllt wie das Steingutgeschirr in der Essecke der Küche. Dort aßen das Hauspersonal und gegebenenfalls vorübergehend anwesende Handwerker. Im Speisezimmer war die Familie Schwichtenberg weitgehend unter sich.

Der Milchkontrolleur, landläufig „Schmandlecker“ genannt, der in monatlichem Turnus die Herdbuchbetriebe aufsuchte und eventuell mit an die Tafel gebeten wurde, war ob dieser Ehre gar nicht so begeistert. Das etwas Hemdsärmelige in der Essecke der Küche lag einigen von ihnen doch näher. – Es waren meistens Bauernburschen. Sie mussten, um als Milchkontrolleur der Herdbuchgesellschaft angestellt zu werden, den Besuch der Landwirtschaftsschule nachweisen, eine gut leserliche Handschrift haben und über spezielle Kenntnisse bezüglich Rindvieh verfügen. Ihre Aufgabe bestand darin, von jeder Kuh die ermolzene Milchmenge und deren Fettgehalt zu ermitteln. Für das Letztere verfügte er über eine kleine Zentrifuge. Die Ergebnisse hatte er in einem Kontrollbuch zu vermerken. Dadurch war der Kuhhalter rasch bestens über die Leistung jeder Kuh seines Bestandes informiert.

Es ging an der Schwichtenberg-Tafel nicht gerade etepetete zu, doch ein wenig Benimm mussten auch die eigenen Kinder schon beherrschen, bevor sie an der gemeinsamen Tafel mitessen durften. Sie brauchten an dieser zwar nicht mit einem Buch unter jedem Oberarm geklemmt dasitzen, doch Rumhampelei, den Teller nicht leer essen oder vorlautes Reden waren tabu. Selbstverständlich durfte man auch nicht hören, dass es einem schmeckt.

In den ostpreußischen Gutshäusern wuchsen keineswegs Junker mit dem Negativimage heran, wie sie von verschiedenen Romanschriftstellern beschrieben werden. Gewiss war dort der Lebensstandard bedeutend höher als bei den Arbeitnehmern. Der heranwachsenden Jugend wurde eine wertorientierte Erziehung zuteil. Dazu gehörte es auch, früh Verantwortung zu übernehmen und sich selbst hintanzustellen. Gegebenes Wort einzuhalten, war eine selbstverständliche Tugend.

Sparsamkeit, noch solch eine typisch preußische Tugend, hatte im Hause Schwichtenberg einen hohen Stellenwert. Der Chef war diesbezüglich manches Mal sogar recht erbsenzählerisch. So sah sich dann Frau Schwichtenberg veranlasst, die notwendigen Zimmerrenovierungen, die von ihrem Mann entschieden abgelehnt wurden, während seiner Kuraufenthalte durchführen zu lassen. Ein Himmeldon-

nerwetter trübte dann etwas das Wiedersehen. Um diesem besser gewappnet zu sein, genehmigte Frau Schwichtenberg sich einen Rotspon.

Die Mühle

Zur Zeit des Ritterordens, als auf dem Gelände des späteren Gutshofes ein Ordenshof war, wird von einer dortigen Mühle berichtet. Das Betreiben einer Mühle war eines der Hoheitsrechte – früher allgemein als Regal bezeichnet –, die der Orden sich vorbehalten hatte. Jedoch wird er die Mühle kaum in Eigenregie betrieben haben. Spätestens seit dem Reiterkrieg (1520/21), der für ein halbes Jahrhundert den ganzen Ort wüst werden ließ, wird auch die Mühle zum Opfer gefallen sein. Das in seiner Baulichkeit überlieferte Mühlengebäude dürfte erst um 1850 herum erstellt worden sein. Ein schlichtes, aber architektonisch sehr geschmackvolles, verputztes Backsteingebäude war an einen kleinen Hang angelehnt. Auf einer Grundfläche von neun mal sechzehn Metern erhob es sich über zwei Stockwerke. Die Hälfte der Grundfläche nahm die eigentliche Mühle in Anspruch. Auf der anderen Fläche befanden sich Lagerräume und im ersten Stock die Wohnung des Müllers. Zu dieser führte im Treppenhaus eine schöne, im Biedermeierstil gehaltene Treppe. Von der Wohnung aus gelangte man auf eine geschnitzte, überdachte Galerie. Von hier führte eine Treppe zum Hof. Der dem Hügel abgewandte Teil des Mühlengebäudes war unterkellert und enthielt drei Räume. Der eine Raum diente als Unterkunft für die auf Alt-Dollstädt beschäftigten französischen Kriegsgefangenen. Ehemals hatte er die Funktion einer Haftanstalt, in welcher der Ortsgendarm, Oberwachtmeister Meier, Straftäter vorübergehend festsetzte. Das Gediogene und zum Teil recht Kunstvolle des Mühlengebäudes lässt darauf schließen, dass diese Mühle einst im Besitz eines beachteten Müllers gewesen war. Als Otto Schwichtenberg 1903 Adlig-Dollstädt erwarb, gehörte sie aber bereits zum Gut.

Betrieben wurde die Mühle durch Wasserkraft. Das Mühlenfließ und ein aus dem Hohendorfer Wald kommendes Rinnsal gelangten in den an der Dorfstraße gelegenen Dorfteich. Ein Abfluss von diesem führte unter der Straße hindurch zu dem vor der Mühle gelegenen Staubecken. Das darin gesammelte Wasser wurde zum Antrieb einer Turbine benutzt, mittels welcher der Schrotgang in Betrieb gesetzt wurde und floss dann in einem Graben in die Sorge. Turbine und Mahlgang sind 1925 erneuert worden. Mehl wurde nicht hergestellt, sondern aus der sehr leistungsfähigen, nahe gelegenen Hohendorfer Grundmühle bezogen. 1910 hatte Otto Schwichtenberg die Mühle zur Stromerzeugung umrüsten lassen. Der Gutshof und die Mitarbeiterwohnungen bekamen damals elektrisches Licht. Dieses wurde bis etwa 1935 praktiziert, bis das Überlandwerk Alt-Dollstädt mit Strom belieferte. – In der Mühle wurde das Getreide für den Alt-Dollstädter Gutsbetrieb und für die Domäne Heiligenwalde geschrotet. Hinzu kamen einige bäuerliche Kunden aus dem nahe gelegenen Brodsende. Da dadurch die Mühle jedoch

nicht ausgelastet war, verpachtete Helmuth Schwichtenberg diese 1938 an die Firma Düwel & Brekau. Die jährliche Pacht setzte sich zusammen aus 2 000 Reichsmark in bar und dem Schrotten des von Alt-Dollstädt dafür vorgesehenen Futtergetreides. Dabei handelte es sich um 1 500 bis 2 000 Doppelzentner. Der Mühle stand zu der Zeit Müllermeister Max Klemens vor.

Die Pferde – ein Aushängeschild von Adlig-Dollstädt

Der Gesamtpferdebestand umfasste etwa achtzig Tiere. Davon gehörten elf Zuchtstuten dem Trakehner Zuchtverband an. Sechs von diesen waren Prämienstuten. Das sind Stuten, die überdurchschnittlich den Typ ihrer Rasse verkörpern. Der Staat honorierte solches mit Prämien. Ferner war ein Ia gekörter Hengst vorhanden, mit dem auch betriebsfremde Stuten belegt wurden. Die Nachkommen dieses Hengstes genügten weitgehend den Ansprüchen der Remontekommission, waren also als Soldatenpferde geeignet. Daher wurden auch gerne Fohlen betriebsfremder Stuten, die diesen Hengst zum Vater hatten, von den Schwichtenbergs aufgekauft. Ja, die Schwichtenbergs legten stets großen Wert auf ausgesuchtes Hengstmaterial. Otto Schwichtenberg hatte seine Zuchterfolge auf den vorzüglichen Hengst „Perseus“ aufgebaut. Dieser war lange Jahre sein Reitpferd. Später fuhr er ihn in einem Einspanner. – Auf Adlig-Dollstädt standen dann die Hengste „Ehrhard“ und „Eispalast“, beides Söhne des berühmtesten Trakehner Beschälers „Tempelhüter“. Etwa zwölf Remonten kamen jährlich zum Verkauf. Der derzeit gute Markt für Militärpferde und ein zu üppig angewachsenes Konto waren der Anlass, 1943 auf der Zuchtpferde-Auktion in Königsberg einen weiteren Spitzen-Warmbluthengst zu kaufen, den Hengst „Pikjunge“. Er kostete den damals sehr stolzen Preis von 12 500 Reichsmark.

Doch entsprechend dem Trend zu einem schweren Arbeitspferd waren auch hier in den acht Gespannen – ein Gespann bestand in Ostpreußen allgemein aus vier Pferden – einige Kaltblüter vorhanden. Für die verschiedensten Nebenarbeiten standen nochmals vier Pferde zur Verfügung. Sie bildeten kein festes Gespann, sondern wurden nach Bedarf ein- und zweispännig eingesetzt bzw. mussten einspringen, wenn ein Tier in einem Gespann ausfiel.

Mit insgesamt 36 Arbeitspferden war der Betrieb für ostpreußische Verhältnisse mit Zugtieren unterbesetzt. Man rechnete allgemein mit einer Arbeitspferdeeinheit je acht Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche. War doch die Vegetationszeit in Ostpreußen gegenüber Westdeutschland um mehr als dreißig Tage kürzer. Dadurch ergaben sich im Frühjahr und im Herbst in der Feldwirtschaft erhebliche Arbeitsspitzen. So musste zum Beispiel der Roggen schon im September gesät werden, damit er gut durch den Winter kam. Im Oktober konnte das Thermometer bereits merklich unter Null sinken, obwohl diese Region mit dem meeresnahen Klima nicht so rauh war wie die weiter südlich und östlich gelegenen Gebiete Ost-

preußens. Ja, der Winter spielte sich als recht strenger Herr auf und man tat gut, ihn zu respektieren.

Mit dem Einsatz von Zugmaschinen, die etwa ab 1935 verstärkt Einzug in den landwirtschaftlichen Großbetrieben hielten, ließen sich die Arbeitsspitzen leichter bewältigen. Benötigten diese doch nicht, wie die Pferde, eine gewisse Zeit, um sich zu regenerieren, sondern konnten bei Bedarf praktisch rund um die Uhr eingesetzt werden. Speziell bei Pflugarbeiten wurde daher mit dem Traktor oft die Nacht zum Tage gemacht. Gleichsam wegbereitend in der Region erfolgte in diesem Betrieb bereits 1930 die Anschaffung eines Traktors. Es war ein Lanz-Bulldog mit 35 PS. Während Traktoren mit solch niedriger PS-Zahl heute in der Landwirtschaft völlig indiskutabel sind, galt er damals als wahrer Kraftprotz. Der Anschaffungspreis lag unter viertausend Reichsmark. Diese Bulldogs gehörten zur ersten Treckergeneration. Sie verfügten über keinerlei Komfort, waren dafür aber narrensicher und robust. Sie begnügten sich mit dem billigen Rohöl. Dieseltreibstoff war damals noch in der Entwicklung und relativ teuer. Diese ersten Traktoren waren mit Eisenrädern ausgerüstet und somit vorwiegend nur zu Feldarbeiten einsetzbar. Erst allmählich wurde die Traktorenbereifung der des Autos angepasst. Der 1938 angeschaffte 45-PS-Traktor verfügte bereits über solche und war daher vielseitig einsetzbar. – Auf diesem Betrieb wurden noch zwei Raupenschlepper angeschafft. Einer mit 60 PS wurde noch 1944 erworben. Die Raupenschlepper sind zwar bodenschonend, jedoch nicht so beweglich und vielseitig einsetzbar wie ein gummibereifter Traktor. Außerdem ist deren Unterhaltung durch den Verschleiß der teuren Laufketten recht kostenaufwendig, so dass sie praktisch nur auf der Bestandsliste in Erscheinung traten.

Trotz beginnender Motorisierung behielten jedoch die Pferde die Priorität. Eng wurde es mit der Anspannung im Laufe des Krieges, denn bei den wiederholt durchgeführten Requirierungen mussten gute Arbeitspferde an das Militär abgegeben werden. Trotz allem trat zum Ende des Krieges beim Militär akuter Pferdemangel auf. Es wurden daher die Remonten des Jahres 1945 bereits im Oktober 1944 aufgekauft.

In dem von Krankheiten weitgehend verschont gebliebenen Adlig-Dollstädter Pferdebestand brach zu Beginn des Winters 1939/40 die Druse aus. Durch die vorausgegangene Einquartierung pferdebespannter militärischer Einheiten kam die Krankheit in den Bestand. – Die Druse ist eine gefürchtete, durch Streptokokken hervorgerufene Erkrankung der Atmungsorgane. Sie geht einher mit Fieber und starkem Nasenkatarrh. Vor allem die jungen Tiere werden davon stark betroffen. Eine vorbeugende Behandlung gab es nicht, auch keine wirklich effektive bei Erkrankung des Tieres. Man stand der Krankheit ziemlich machtlos gegenüber. Ein Hausmittel, welches dem kranken Tier eine gewisse Linderung verschaffte, war das Einatmenlassen von auf heißen Steinen verdunstendem Zucker.

Das Gut büßte durch diese Krankheit zwölf Pferde ein. Der gefrorene Boden gestattete kein sofortiges Vergraben der Tiere. Sie wurden zu den Rosswiesen ge-

schafft und lagen dort einige Zeit. Ein reich gedeckter Tisch für Meister Reinecke. Dessen Sippschaft aus der weiten Umgebung schien sich dort ein Stelldichein zu geben. Einige von ihnen handelten sich dabei Löcher in ihrem Pelz ein.

Remontemarkt

Etwa zweihundert Remontemärkte wurden im Sommerhalbjahr in Ostpreußen abgehalten. Ein großer Teil davon waren Privatmärkte. Das heißt, sie fanden auf den Anwesen renommierter Remonteaufzüchter statt, die selbst eine größere Anzahl von Remonten zum Verkauf stellten. Diese Privatmärkte wurden aber auch von umliegenden Remonteaufzüchtern beschickt. Auf Adlig-Dollstädt fand jeweils im Juni/Juli solch ein Markt statt. Den Grundstock hierzu hatte Otto Schwichtenberg gelegt. Außer mit einer leistungsfähigen, etwa achtzig Kopf zählenden Rinderherde hielt er 1903 auch mit einem Stamm Erfolg versprechender Stuten Trakehner Abstammung in Adlig-Dollstädt Einzug. Als passioniertem Pferdezüchter mit dem Schwerpunkt Remonteaufzucht gelang es ihm relativ rasch, sich in die vorderen Reihen zu boxen. Er und später auch sein Sohn, leisteten sich gutes Hengstmaterial. Helmuth Schwichtenberg konnte seiner Pferdepassion auch als Soldat in beiden Weltkriegen frönen. Schlecht sah es für die Remonteaufzüchter nach dem Ersten Weltkrieg aus. Das Deutschland im Versailler Vertrag zugestandene Heer von 100 000 Mann hatte einen relativ geringen Bedarf an Remonten. Viele der Remonteaufzüchter warfen das Handtuch. Andere wiederum verkauften die besten Tiere an zahlungskräftige ausländische Aufkäufer. Speziell Russland trat da in Erscheinung.

Otto Schwichtenberg, später auch sein Sohn Helmuth, beide patriotisch gesinnt, blieben dem deutschen Militär treu. Das zahlte sich im Endeffekt auch aus. Besonders als nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht (1935) der Bedarf an Militärpferden rasant anstieg, wurde speziell bei den Adlig-Dollstädter Remonten von der Ankaufskommission schon mal kräftig ein Auge zugedrückt. Nachteilig wirkte es sich keineswegs aus, dass der Marktausrichter auch Quartier- und Gastgeber für die Kommission war. Die Gelage waren dann oft nicht von schlechten Eltern. Sie wurden auch gleichzeitig zu einer geselligen Zusammenkunft mit entsprechend etablierten Nachbarn.

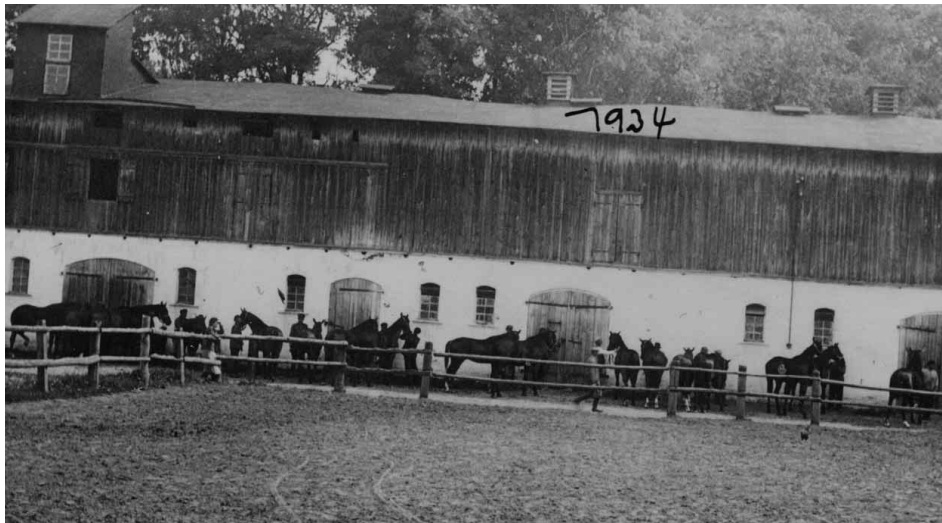
Der Aufkaufskommission, die sich aus zwei Offizieren mit Pferdesachverstand, einem Zahlmeister, einem Veterinäroffizier und einem Unteroffiziersdienstgrad als Schreiber zusammensetzte, stand lange Jahre Oberstleutnant von Guisowius, ein wahrer Hippologe, vor. Später war es Oberstleutnant von Knesebeck. – Unter den gegebenen Umständen hatte es ein bäuerlicher Remonteaussteller schwer, sich zu behaupten. Manche bäuerlichen, von der Kommission nicht gekauften, „gestoßenen“ Tiere, wären, von einem renommierten Remonteaufzüchter zum Kauf gestellt, mit Kusshand genommen worden.

Mit der Remonteaufzucht befassten sich überwiegend landwirtschaftliche Großbetriebe. Einen Teil der Tiere erstanden sie als Absatzfohlen aus bäuerlichen Betrieben. Waren es doch ostpreußenweit nur 23 Betriebe, die mehr als 20 im Stutbuch eingetragene Stuten besaßen. Die Aufzuchtbetriebe hielten die Jungpferde nach Jahrgängen getrennt in Laufställen. Dieses entsprach weitgehend dem natürlichen Bedürfnis des Pferdes als Herden- und Laftier. Unabdingbar war im Sommer die Weidehaltung. Mit drei Jahren kamen die Remonten zum Verkauf. Vorhergehend erfolgten eine besonders pflegliche Betreuung und „ein Putzen mit dem Hafersack“. Eine reichliche Haferfütterung erzeugte ein besonders glänzendes Haarkleid und steigerte das Temperament des Pferdes. Dieses musste außerdem lernen, an der Trense vorgeführt, sich in Schritt und Trab vorteilhaft zu präsentieren.

Ein guter Marktverlauf erbrachte, außer dem Finanziellen, eine Selbstbestätigung für den Aufzüchter, aber auch für die Betriebsangehörigen, speziell wenn sie direkt Anteil an der Aufzucht der Remonten hatten. Und der „Härr Rittmester“ ließ sich dann auch nicht lumpen.

Die Rindviehhaltung

Die Rindviehhaltung war einst, wie auch die Schweinehaltung, von relativ geringer Bedeutung. Deren Zucht wurde nicht planmäßig betrieben. Tiere dieser Gattung waren daher früher reine Zufallsprodukte. Die seit dem 8. Jahrhundert praktizierte Dreifelderwirtschaft und der alleinige Anbau des flach wurzelnden Ge-



Remontemarkt auf dem Gutshof in Alt-Dollstädt im Juni 1934. Bereitstellung der Remonten.



Die Herren Offiziere der Ankaufskommission begutachten eine Remonte. Sie sind sehr kritisch und selektieren stark, denn damals hatte Deutschland nur ein 100 000-Mann-Heer und dementsprechend einen relativ geringen Bedarf an Militärpferden.



Diese Remonte hatte den Anforderungen der Ankaufskommission nicht genügt. Sie hatte es „gestoßen“.

treides brachten nur geringe Erträge. Das Getreide diente daher einst in erster Linie der direkten menschlichen Ernährung und erfuhr nur in geringem Maße eine Veredlung über den Tiermagen. Das anspruchslose Schaf war damals, außer dem Pferd, das vorherrschend gehaltene Tier in der Landwirtschaft. Auf einem Beispielbetrieb wurden 1839 acht Stück Rindvieh und 1584 Schafe gehalten. Das Winterfutter für das Rindvieh war oft derart unzureichend, dass die Tiere zum Ende des Winters zu „Schwanzvieh“ wurden, ihnen am Schwanz beim Aufstehen hoch geholfen werden musste. Der Weideauftrieb gestaltete sich dann in der Form, dass die Tiere auf der Schleife (schlittenartiges, sehr niedriges Gefährt) auf die Weide transportiert werden mussten. Und wenn sie dort an dem jungen Grün vorerst auch nur lecken konnten, noch nichts zum Abbeißen da war, erholten sie sich wieder. – Einhundert Jahre später hatte das einstige Stiefkind Rindvieh eine dominierende Stellung eingenommen und war züchterisch bearbeitet worden. Auf dem oben genannten Beispielbetrieb wurden jetzt 76 Stück Rindvieh und nur einige wenige Schafe gehalten.

Ostpreußen gehörte bald zu den schafärmsten Provinzen Deutschlands. Die Abkehr von der Dreifelderwirtschaft, der Anbau von Klee und Hackfrüchten, der Einsatz von Handelsdünger und die zügig vorangeschrittene Technisierung hatten die Landwirtschaft revolutioniert, sie aus dem Jahrhunderte währenden Trott herausgerissen. Die Verkehrserschließung, vor allem durch die Eisenbahn, ermöglichte es, ferne Märkte mit Milchprodukten zu beliefern.

Die Rindviehhaltung in Adlig-Dollstädt

Die Rindviehhaltung war in Adlig-Dollstädt ein wichtiger, einnahmestarker Betriebszweig. Der Bestand gehörte dem Ostpreußischen Herdbuchverband an. 1944 umfasste er 185 Tiere. In der Größenordnung tendierte er auch in den vergangenen letzten Jahren. Es handelte sich dabei um 71 Milchkühe, zwei Zuchtbullen und Jungvieh verschiedenen Alters. Der vom Herdbuchverband ermittelte Wert der Herde betrug zum Zeitpunkt der Flucht 230 610 Reichsmark. Das letzte abgeschlossene Wirtschaftsjahr verzeichnete beim Rindvieh Einnahmen in Höhe von 34 500 Reichsmark an Milchgeld und 12 350 Reichsmark durch Viehverkauf. Bei der Milch wäre noch der Wert der an die Tränkkälber verabreichten Vollmilch, die im Gutshaushalt verbrauchte Milch, die täglichen zehn Liter Deputatmilch an den Oberschweizer und fünf Liter an den Oberinspektor hinzuzurechnen. Der Herdendurchschnitt je Kuh und Jahr tendierte bei 3 700 Litern. Er lag damit über dem ostpreußischen Landesdurchschnitt von 3 148 Litern je Kuh und Jahr. In Polen z. B. ermolkte man 1948 erst 1 230 Liter je Kuh und Jahr.

Zuchtviehauktionen wurden von dem Betrieb nicht beschickt. Es erfolgte jedoch die Aufzucht sämtlicher Kälber. Sie wurden, wie man in Ostpreußen sagte, alle „hochgezogen“. Die weiblichen Tiere dienten vor allem zur Ergänzung des Milch-



Ehemals, als die Eisenbahn dem hiesigen Hafen noch nicht Konkurrenz machte, diente dieses Gebäude, der so genannte Salzspeicher, als Lagerraum für ankommende und abgehende Schiffsfrachten. Nach erfolgtem Umbau wurde es vom Gut als Kuhstall genutzt.



Jungpferde auf einer an der Sorge angrenzenden Weide. Im Hintergrund die nach Heiligenwalde führende Straße.

viehbestandes. Die Bullenkälber wurden kastriert und kamen als zwei- bzw. dreijährige Mastochsen zum Verkauf. Für Mastochsen war damals ein durchaus interessanter Markt vorhanden, zumal es sich bei dem ostpreußischen Rind um ein Zweinutzrind handelte. Die ermolkene Milch wurde einst an die Käserei in Groß-Brodsee geliefert. 1935 nahmen die „Ostdeutschen Dauermilchwerke“ in Marienburg ihren Betrieb auf. Sie hatten ein großes Einzugsgebiet, welches sich im Osten über Alt-Dollstädt hinaus erstreckte.

Die zahlreichen Molkereien und Käsereien in dem Einzugsgebiet verloren ihre Existenz. So auch die Groß-Brodseer Käserei (Besitzer Koslowski). Sie wurde zu einer Mosterei umfunktioniert, die saisonbedingt ihren Betrieb aufnahm.

Wie in Ostpreußen allgemein üblich, erfuhr auch in diesem Betrieb das gesamte Rindvieh sommers die gesunde, ganztägige Weidehaltung. Anfang der dreißiger Jahre erlitt die Milchviehherde dabei einen herben Verlust. Während eines schweren Gewitters hatte sich die Herde ziemlich eng zusammengedrängt. Dabei wurden durch einen Blitzschlag 24 Kühe getötet. Bei dem warmen Wetter verbreiteten die toten Tiere rasch einen penetranten Gestank. Dazwischen arbeiteten die Abdecker und enthäuteten die Tierkörper. Die Kadaver wurden danach in einer großen Grube mit Erde abgedeckt. Eine Tierkörperverwertung im heutigen Sinne gab es damals noch nicht.

Zwei Mal war der Rindviehbestand in den dreißiger Jahren an Maul- und Klauenseuche erkrankt. Diese Krankheit führte nicht zu einem Totalverlust, jedoch erfuhr die Milchleistung erhebliche Einbußen. Beim Auftreten der Krankheit wurde sofort der gesamte Rindviehbestand mit dem Speichel des erkrankten Tieres infiziert, damit die Krankheit rasch den gesamten Bestand durchlief. Diese Krankheit war anzeigepflichtig. Der Rindviehbestand musste während der Dauer der Krankheit im Stall in Quarantäne gehalten werden.

Der Milchviehstall war in seinem Ursprung überlieferte Geschichte. Es handelte sich dabei um den einstigen zum Hof gehörenden Salzspeicher, den man zwischenzeitlich zum Stall umfunktioniert hatte. Es war ein relativ schmales, lang gestrecktes Gebäude mit ziegelgemauertem und verputzten Fachwerk, welches nahe an der Straße lag. Kopflastig wurde das Heu eingelagert. Eine Milchammer und eine Futterkammer für die Rübenlagerung und Rübenzubereitung ergänzten das Gebäude. Es bot in seinem Inneren Platz für 90 Kühe, aufgestellt in Langständen. Ferner waren zwei Boxen für die Zuchtbullen vorhanden. Das Jungvieh wurde in Laufställen in einem gesonderten Gebäude gehalten.

Das Grundfutter während der Stallhaltung bildeten beim Rindvieh Heu und Gehaltsrüben. Ergänzt wurde dieses durch die Nebenprodukte des Zuckerrübenanbaus. In erster Linie war es das silierte Zuckerrübenblatt und dann die von der Zuckerrübenfabrik zurück gelieferten Trockenschnitzel. In den Kriegsjahren unterblieb die Einfuhr von Milchleistungsfutter, speziell Sojaschrot, fast vollständig.

Mit wirtschaftseigenem Kraftfutter mussten nun die Milch- und Fleischleistungen erbracht, musste die „Kriegserzeugungsschlacht“ geschlagen werden. Trotz aller Erschwernisse erfuhr die Alt-Dollstädter Rinderherde in den letzten Jahren eine erhebliche Qualitätsverbesserung. Dieses waren uneingeschränkt die Verdienste von Oberinspektor Böhm und Oberschweizer Rudolf Elter. Beider fachliches Können, ihr Engagement und ihre gute Zusammenarbeit führten zu dem Erfolg. Rudolf Elter war in der Fachliteratur sehr belesen. Ein von ihm oft gebrauchter Ausspruch lautete: „Ich hab es mich zum Prinzip gemacht.“ – Das Aufgabengebiet der Schweizer, wie sich in Ostpreußen die Melker nannten, lag allein beim Rindvieh. Hierauf waren sie spezialisiert und meist auch recht eigenwillig. Der Oberschweizer (Melkermeister) hatte außer einer praktischen Ausbildung auch theoretisches Wissen auf einer Fachschule erworben. In Ramten, Kreis Osterode, befand sich solch eine Schule. Der Oberschweizer war Arbeitnehmer, Unternehmer und Arbeitgeber in einer Person. Seine Arbeitgeber waren Betriebe mit einem größeren Rindviehbestand. Hier erfuhr er eine dem Rahmen des Betriebes angepasste Selbstständigkeit. Sein Ziel war es, einen möglichst hohen Gewinn zu erwirtschaften, da er an diesem prozentual beteiligt war. Als Arbeitgeber beschäftigte er zur Bewältigung des Arbeitspensums Hilfskräfte, so genannte Unterschweizer, die bei ihm in Kost und Logis waren. In Alt-Dollstädt waren es drei an der Zahl.

Die Schweizer nahmen wie die Gutshandwerker im Ostpreußischen Tarifvertrag für Landarbeiter eine Sonderstellung ein. Da wäre zuerst einmal deren Deputat zu nennen. Es beinhaltete eine 4-Zimmer-Wohnung und einen Stall zur Haltung einiger Schweine und Geflügel, ferner jährlich 30 Doppelzentner Kartoffeln plus 10 Doppelzentner je Gehilfe. Die Kartoffeln bekam der Oberschweizer „geschüttet“, also frei Haus geliefert. An Getreide, Brot- und Futtergetreide gab es 18 Doppelzentner und je 6 Doppelzentner je Gehilfen. Für Brennung waren 12 Raummeter Hartholz oder 36 Doppelzentner Kohlen vorgesehen. Hinzu kamen täglich, wie schon erwähnt, 10 Liter Vollmilch. In Bargeld wirkten sich die zahlreichen Prämien aus. Diese gab es auf ermolkene Milch, die aufgezogenen Kälber, die verkauften Mast- oder Zuchttiere und dergleichen mehr. Alles in allem hatte der Oberschweizer in Adlig-Dollstädt ein jährliches Einkommen von etwa 5 400 Reichsmark. Das war damals ein beachtlicher Verdienst.

Der in den Ruhrpott Abgewanderte verdiente dort bei seiner Maloche längst nicht so viel. Das oft gebrauchte Argument der kürzeren Arbeitszeit in der Industrie wurde nicht selten durch lange Anmarschwege von der Wohnung zum Arbeitsplatz verwässert.

Feld- und Wiesenwirtschaft

Allgemein waren die landwirtschaftlichen Betriebe früher vielseitig strukturiert. Dieses beinhaltete nicht nur, dass sie Viehhaltung und Feldbau betrieben, sondern auch in diesen beiden Sparten mehrspurig fuhren. Arbeitsmäßig ist solches zwar aufwendiger, jedoch weniger risikobehaftet. Fehlschläge in einem Produktionszweig konnten die Betriebe so besser verkraften. Nach diesen Gesichtspunkten war auch das Gut Adlig-Dollstädt ausgerichtet. An nutzbarer Fläche umfasste es 278 Hektar Ackerland, 100 Hektar Wiese, 15 Hektar Forst und 5 Hektar Gartenanlage. Der Betrieb war fast arrondiert. Jedoch westlich vom Gutshof, der nahe an der Sorge lag, befanden sich keine Ländereien. Das Ackerland war leicht kupiert und überwiegend sandiger Lehm. Mehr in Richtung lehmiger Sand tendierten die nahe dem Hohendorfer Wald gelegenen Flächen. Dieses von Natur aus fruchtbare Land war für den Anbau einer breiten Palette landwirtschaftlicher Früchte geeignet. Die Nutzbarkeit und Ertragsfähigkeit des Ackers wurde durch entsprechende Drainage erhöht und gesichert. Damit jederzeit die volle Funktion der Drainage gewährleistet war, gehörte deren Überwachung zu den Aufgaben des ständigen Freiarbeiters August Bartsch. Die guten Bodenverhältnisse durch einen intensiven Ackerbau nutzend, ließen diesen Betriebszweig sehr gewinnbringend sein. In Ostpreußen, der Kornkammer Deutschlands, zutreffender wohl der Roggenkammer Deutschlands, wurde auf etwa 23 Prozent der Ackerfläche Roggen angebaut. Diese prozentuale Roggenanbaufläche traf in etwa auch auf Alt-Dollstädt zu. Allerdings handelte es sich hier um Saatgutvermehrung. Damals hatte der Petkuser Kurzstrohroggen seinen Siegeszug angetreten. Er brachte einen höheren Körnerertrag als die landesüblichen Sorten. Außerdem war er relativ standfest und dadurch mit dem Mähbinder gut zu ernten. Auch Rotklee wurde zur Saatgewinnung angebaut. Die Anbaufläche von Winterweizen war relativ gering, da bei diesem ein hohes Auswinterungsrisiko bestand. Lediglich für Futterzwecke im eigenen Betrieb wurden Hafer, Sommergerste und Ackerbohnen angebaut. Bei den Letzteren handelte es sich um „Wadsacks kleine Thüringer Pferdebohnen“.

Da ja der Landwirtschaft im Dritten Reich die Aufgabe zugeordnet war, die Fettversorgung der Bevölkerung aus eigener Scholle zu sichern, wurde der Anbau von Ölpflanzen stark propagiert. Helmuth Schwichtenberg als Kreisbauernführer konnte dabei nicht abseits stehen. Er baute daher Mohn und Raps an. Mit dem Raps war es recht problematisch. Da die das Feld früh räumende Wintergerste wegen ihrer Frostempfindlichkeit nicht angebaut wurde, entstand ein Engpass bei der spätsommerlichen Rapseinsaat. Dann dessen Manko, die geringe Winterfestigkeit. Und die Ernte war meist mit relativ hohen Körnerverlusten verbunden. Um diese zu mindern, wurden die Leiterwagen mit Tüchern ausgekleidet. Vielfach baute man an Stelle des Rapses Rüpsen an. Dieser war zwar nicht so frostempfindlich, erbrachte jedoch einen geringeren Ertrag. Bei dem Hackfruchtanbau nahmen Saatkartoffeln und Zuckerrüben eine dominierende Stelle ein. – Die Ge-

treide- und Kartoffelzüchter aus dem Reich ließen ihre Züchtungen gerne in Ostpreußen vermehren, da dort Pilzerkrankungen klimabedingt weniger häufig in Erscheinung traten.

Das Zuckerrübenkontingent des Betriebes betrug 10 000 Doppelzentner Zuckerrüben. Es wurden somit etwa 33 Hektar mit dieser Frucht bebaut. In Prozenten ausgedrückt waren es rund zwölf Prozent der Ackerfläche. Im Vergleich dazu lag der Durchschnitt des Kreises Preußisch Holland bei einem Prozent. Der umfangreiche Zuckerrübenanbau in diesem Betrieb bedingte einen hohen Arbeitskräftebesatz, da mit dieser Frucht einst sehr viel Handarbeit verbunden war. Bei den Pflegemaßnahmen der jungen Pflanzen kam neben der pferdebespannten Hackmaschine auch die Handhacke zum Einsatz. Außerdem mussten die Rüben von Hand vereinzelt werden. Schwer war im Herbst die Ernte der Rüben. Das von speziellen Köpfschlitten abgetrennte Blatt wurde zur Abfuhr vom Felde auf Ackerwagen geladen. Nur noch in wenigen Fällen grub man die tief wurzelnde Zuckerrübe mit einer speziellen Grabegabel aus dem Boden. Überwiegend erfolgte das Roden der Rüben mit einem Pflug. Von Hand jedoch mussten die Rüben auf den Ackerwagen geladen werden, der sie zum Bahnhof transportierte. In Alt-Dollstädt waren dabei keine weiten Entfernungen zu überwinden. Am Bahnhof erfolgte das Umladen der Rüben in offene Güterwaggons erneut manuell. Deren Bestimmungsort war die Zuckerrübenfabrik in Altfelde.

Vor dem Ersten Weltkrieg wurden vielerorts in landwirtschaftlichen Großbetrieben polnische Wanderarbeiter mit befristeter Aufenthaltserlaubnis beschäftigt. Sie kamen im Frühjahr und kehrten im Herbst in ihre polnische Heimat zurück. In Alt-Dollstädt waren solche jedes Jahr im Einsatz. Die so genannte Polenkatte, die außerhalb des Gutshofes nahe der Sorge lag, war ihr Domizil. Die regelmäßige Beschäftigung der Wanderarbeiter in Alt-Dollstädt mag Ursache dafür gewesen sein, dass dort relativ wenig Deputantenstellen eingerichtet waren.

Die Wiesen lagen ausnahmslos auf bestem Schwemmlandboden und waren daher von Natur aus sehr ertragreich. Sie bedurften jedoch einer aufwändigen Wasserregulierung. Diese erfolgte zwar überbetrieblich, kam jedoch nur zur vollen Wirkung, wenn von dem jeweiligen Grundstücksbesitzer das Netz der Entwässerungsgräben offen, also unkrautfrei gehalten wurde. Bei der „Klingerwiese“ und dem „Glückstopf“ setzte man zusätzlich betriebseigene, elektrische Pumpen ein. Diese recht sensible Wasserregulierung hat nach 1945 sehr gelitten. Für die zahlreichen Störche wurde es dadurch noch paradiesischer. Auch der Kiebitz, dieser Freund der Moore und feuchten Wiesen, fand solches sehr entgegenkommend. Jedoch die guten Gräser, die Begründer vom Wohlstand der Niederungsbauern, nahmen es sehr übel. Und wenn August Bartsch nach 1945 über die Felder gegangen wäre, hätte er mit Entsetzen immer wieder feststellen müssen, „der Steinerkorb (Steinkorb) ist zu“. Dadurch wird die volle Funktionsfähigkeit der Dränage nicht mehr gewährleistet. August Bartsch war gleichsam Dränagemeister. Er

kannte auf sämtlichen Feldern genau die Lage der Dränage, den Verlauf der Sauger und Sammler. Und in Alt-Dollstädt war viel Geld in Form von Dränage vergraben worden. Durch diese, sachgemäß angelegt und funktionsfähig gehalten, wurde die Ertragsfähigkeit der Ländereien erhöht und gesichert.

Die Getreideernte

Unbestreitbar hatte, als der Getreideertrag noch sehr niedrig war, weniger als das zehnte Korn geerntet wurde, die Getreideernte, ostpreußisch der Aust genannt, einen weit höheren Stellenwert als heute. Vor allem ein guter Roggenaust brachte nicht nur den Bauern Gewinn, sondern bewahrte die gesamte Bevölkerung vor einer Hungersnot. Noch bis ins 20. Jahrhundert war, anders als heute, wo die Kinder vor vollen Kühlschränken geboren werden, die Sorge um das tägliche Brot in vielen Familien wörtlich zu nehmen.

Gemäht wurde mit der relativ langen ostpreußischen Sense und dabei das Mähgut im Schwad abgelegt. Eine Binderin, gegen die Sonnenglut mit hellem Kopftuch oder breitrandigem Strohhut und mit bedeckten Armen geschützt, band mit einer Hand voll Getreidehalme das im Schwad liegende Mähgut zu handlichen Garben. In einem weiteren Arbeitsgang wurden die Garben für einige Tage zu Hocken aufgestellt. Das Korn reifte dabei nach. Bei einem rechten Austwetter war auf dem Getreidefeld eine Hitze wie in einem Backofen. Und darüber schwebte der Geruch von reifem Korn und vom Schweiß der Mäher. Dass unter diesen Umständen einst eine Romantik, die so genannte Schnitterromantik, aufgekommen sein soll, ist heute schwer verständlich. Allerdings ließen die glutheißen Mittsommertage, in denen die Natur scheinbar keiner Ruhe bedurfte, des nachts das Blut unruhig werden. Bereits nach dem Ersten Weltkrieg kam bei der Getreideernte die Sense nur noch bei Lagergetreide oder zum Mähen der Fahrgasse für den Mähbinder zur Anwendung. Alt-Dollstädt verfügte über zwei treckergezogene Mähbinder und einen für Pferdezug. Mit dem Getreideableger wurde nur noch in kleinen bäuerlichen Betrieben gearbeitet, da für diesen die Zugkraft von zwei Pferden ausreichte. Beim Mähbinder waren dagegen vier Pferde unabdingbar.

Wenn in Alt-Dollstädt am ersten Erntetag der Besitzer bei den Mähern erschien, wurde er nach altem Brauch von der ersten Scharwerkerin mit einem Spruch begrüßt und bekam einen kleinen, mit bunten Bändern geschmückten Ährenstrauß am Arm befestigt. Der in Alt-Dollstädt seit eh und je verwendete Spruch lautete:

*„Die/der gnädige Frau/Herr kommt aufs Feld geritten
zu schauen,
was wir hauen,
was wir winden,
was wir binden.
Wir binden das reine Korn,
es ist gewachsen unter Distel und Dorn,
hat ausgestanden Schnee, Hagel und Regen.
Die/der gnädige Frau/Herr soll gebunden sein
mit einem Ährenbändelein.
Das Bündlein will gelöset sein
nicht mit Bier oder Branntwein,
sondern wie es der Frau/dem Herrn mag gefällig sein.
Ich bitte nicht für mich allein,
sondern für die ganze Gemein.“*

Gelöst wurde das Bündelein mit einem Geldbetrag, der nach Feierabend im „Bärenkrug“ einen kleinen Umtrunk gestattete.

Das Erntefest

Es wurde unabhängig von dem am ersten Sonntag im Oktober offiziell stattfindenden Erntedankfest von den einzelnen landwirtschaftlichen Großbetrieben individuell gefeiert. Die nachfolgende Schilderung bezieht sich auf das Jahr 1938. Während der Kriegsjahre wurde diese Betriebsfeier nicht veranstaltet. Gleichsam als Abschluss der Getreideernte fand an einem Samstag, in der Regel im September, das Erntefest statt. Während sonst die Samstage normale Arbeitstage waren, war dieser Tag arbeitsfrei. Um 16 Uhr versammelte sich die Belegschaft vor dem Herrenhaus, wo sie vom Gutsherrn und dessen Frau empfangen wurden. Der Hofmann teilte in kurzen Worten der Gutsherrschaft mit, dass die Ernte eingebracht worden ist und jeder dabei nach besten Kräften mitgeholfen hat. Die „Speicher-Ida“ (Ida Bartsch, ein nettes, liebenswertes Mädchen) sagte ein relativ langes Gedicht auf. Dann überreichte sie als erste Scharwerkerin dem Gutsherrn die Erntekrone und seiner Frau einen Ährenkranz. - Beides erhielt einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Gutshauses. – Darauf folgte ein Dankeschön des Gutsherrn und die Einladung zu einer gemeinsamen kleinen Feier. Unter einem mit Ähren und Papierblumen geschmückten Bogen, den zwei Scharwerksmädchen trugen, schritten der Gutsherr Helmuth Schwichtenberg und die erste Scharwerkerin Ida Bartsch. Ihnen folgte unter einem zweiten solchen Bogen der Hofmann Rudolf Werner mit der Chefin. Hieran schloss sich, geordnet nach Rang und Würde, die übrige Gefolgschaft an.

Ort der Feier war die nahe gelegene Gastwirtschaft Klein. Dort wurden sie von drei engagierten Musikern aus Elbing empfangen. In zwei ineinander übergehenden Räumen war eine üppige Kaffeetafel gedeckt. Berge von Kuchen, vor allem Streusel- und Butterkuchen, warteten hier auf ihre Bestimmung. Dieser Kuchen war eine Gemeinschaftsproduktion der Gutsküche und des Bäckers Fischer. Die Gutsküche lieferte den fertigen Kuchenteig, und dem Bäcker oblag die Aufgabe, diesen zu backen.

Gegen 18 Uhr wurde die Kaffeetafel aufgelöst und die Musik spielte zum Tanz auf. Darauf hatte vor allem die Jugend gewartet. Tanzfreude blitzte den Mädchen aus den Augen. „Meechens“, die eine natürliche Weiblichkeit ausstrahlten, Engel mit kleinen Fehlern. Doch die Männlichkeit fühlte sich nicht ganz wohl in dem ungewohnten und von Mutter noch verschwenderisch mit „Hoffmanns Reisstärke“ präparierten Oberhemd. Die ältere männliche Generation beließ es bei dem aufknöpfbaren Vorderhemd mit dem daran feststehenden Schlips.

An der Theke gab es was „für umsonst“. Hier wurden die vorher an die Belegschaft verteilten Getränkegutscheine gegen Bier und Hochprozentigen eingetauscht. Nach und nach kriegten die Ehefrauen ihre Männer auf der Tanzfläche „eingeschwungt“. Von solchen „dewatschen“ (verrückten) Tänzen wie Boogie-Woogie und ähnlichen amerikanischen Errungenschaften war man damals noch verschont. Und es wurde gesungen, laut – und falsch. Aber das konnte die Lebensfreude nicht hemmen. Machte doch der Korn blanke Augen und heiße Herzen.

Frau Schwichtenberg verließ mit ihren Kindern gegen 22 Uhr die Lokalität. Herr Schwichtenberg zog sich am späten Abend ins Nebenzimmer zum Skatspiel zurück. Von hier führte am nächsten Morgen sein Weg zuerst zum Pferdestall. Sollte sich der eine oder andere Gespannführer bei der Feier die „Schlorren“ doch zu voll gegossen, sich so richtig „benuschelt“ zu haben nach der Devise „Trinke nicht mehr als du mit Gewalt reinkriegst“, versorgte er dessen Pferde notdürftig. Und der alte Bettin, der Jungviehfütterer, körperlich schon recht verbogen und vom „Reismadichtig“ geplagt, der älter aussah, als er überhaupt werden konnte, hatte sich wie ein übermütiger Faun auf der Tanzfläche aufgeführt.

Ja, dieses Erntefest, das war ihr Fest, das Fest der Belegschaft des Rittergutes Adlig-Dollstädt. Völlig aus dem Rahmen war das Erntefest des Jahres 1921 gefallen, welches am 3. September, dem Hochzeitstag von Helmuth und Johanna Schwichtenberg, gefeiert wurde. Die offizielle Hochzeitsfeierlichkeit fand im Gutshaus statt, wurde dann aber im Laufe des Nachmittags in das Erntefest einbezogen und im Gasthaus weitergefeiert. Und alle wollten sie mit der jungen Frau Walzer linksrum tanzen.

Aber es herrschte nicht immer nur eitel Sonnenschein unter der Belegschaft. Es waren auch nur Menschen, Menschen mit kleinen Schwächen. Der Ostpreußen Devise „Zu was werd ich mir streiten“ konnte auch mal hinten an bleiben.

Sie „kabelten“ (stritten) sich und dann hieß es: „Was wellst du Krät (Kröte), du olle Pottsau!“ Hatte doch der Willi Schmidt den Gustav Gutt, der sein Vater hätte sein können, mit der Wagenrunge – das ist ein stabiles, mehr als einen Meter langes Eichenholzstück nicht nur „son fitzche jebuggert“ (etwas angestoßen), ihm auch kein „Dulks“ (kräftigen Stoß) gegeben, sondern ihn regelrecht krankenhaureif geschlagen. Um was es dabei ging? „Nuscht Jenaues weiß man nich.“ Des Ostpreußen Kommentar zu solchen Vorkommnissen: „Schad nuscht, un wenn’s schad, schad auch nuscht.“



Der Bahnhof Alt-Dollstädt

Der Bahnhof Alt-Dollstädt lag etwa einen Kilometer in nördlicher Richtung außerhalb des Ortes an der eingleisigen Bahnstrecke Elbing – Osterode – Hohenstein. Er befand sich gleichsam am Schnittpunkt zwischen der zum Teil unter Normal Null liegenden Drausen-Niederung und der daran anschließenden, sich bis auf achtzig Meter erhebenden hügeligen Region des Oberlandes. Bei Alt-Dollstädt schwenkte die Bahnstrecke in einem weiten Bogen nach Westen, um den Höhenunterschied allmählich zu überwinden. Die Personenzüge hatten dennoch in der Richtung eine um einige Minuten längere Fahrzeit, und bei den Güterzügen musste der Lokheizer manche Schaufel Kohlen zusätzlich in die Feuerung schippen.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, hatte Alt-Dollstädt bisher schon auf dem Wasserweg – über Sorge, Drausensee und Elbingfluß – eine Verbindung mit der Stadt Elbing gehabt. Doch waren dabei die Fahrmöglichkeiten sehr beschränkt und die Fahrt ziemlich zeitaufwändig. Jedoch mit vier Reisezügen in jeder Richtung, die in der Zeit zwischen 6 und 22 Uhr verkehrten, war das Angebot der Reichsbahn auch nicht umwerfend, genügte aber den Ansprüchen der damaligen Zeit.

Der Frühzug nach Elbing, Abfahrt 6.40 Uhr, wurde vor allem von den Fahrschülern in Anspruch genommen. Die Zahl der Kinder, die in Elbing weiterführende Schulen besuchten, war im Laufe der Jahre gestiegen. Leicht war das Fahrschülerdasein wirklich nicht: das frühe Aufstehen und dann den Weg zum Bahnhof, den etliche von ihnen zu Fuß zurücklegen mussten, denn Fahrräder waren damals fast noch Luxus. Im Herbst, bei der Zuckerrübenabfuhr, war die Kopfsteinpflasterstraße mit lehmiger Ackererde verschwenderisch dekoriert.

Auf der Hinfahrt wurden noch eifrig Vokabeln gepaukt und an den Tischen im Elbinger Wartesaal rasch Arbeiten hingeschmiert. Nach Schulschluss, während der Heimfahrt, war man erheblich unbelasteter und ging zu anderen Aktivitäten über. Wenn die kichernden Mädchen durch die Waggons stürmten und dabei der Schal in der Tür eingeklemmt wurde, gab es einige sehr hilfsbereite Knaben. Rasch befreiten sie die Mädchen – und schnitten ritsch, ratsch den eingeklemmten Schal ab. Waren diese vitalen Buben in der Nähe, gab Hannelore Bergen auf ihre langen blonden Zöpfe besonders Obacht. Die Abteilsten versenkte man beim Öffnen in die Waggonwand. Mit einem breiten, kräftigen Lederriemen konnte man sie zum Schließen wieder hochziehen. Damit dieser Lederriemen nicht zweckentfremdet wurde, waren wiederholt die Buchstaben „D“ und „R“ (Deutsche Reichsbahn) eingestanz. Günter Schwichtenberg deutete diese Buchstaben jedoch so: „Die Reisenden dürfen ruhig die Riemen durchreißen.“ Er war immer sehr ideenreich und recht überlegt in seinem Handeln. So fand er es auch vernünftiger, das anlässlich einer Beerdigung für einen Kranz vorgesehene und ihm von seiner Mutter anvertraute Geld lieber in Eis für sich und seine „Komoschkes“ anzulegen.

Werktags verkehrte auf der Strecke auch in jede Richtung ein Güterzug. Auf jedem Bahnhof musste dieser rangieren, Waggons – leere oder auch solche mit Fracht – annehmen oder absetzen. Das Frachtaufkommen war damals relativ hoch, denn Auto und Straße bildeten noch keine Konkurrenz für die Eisenbahn.

Einige Jungen, die abenteuerlichen Spielen den Vorzug gaben, beschlossen mit dem Güterzug, der entlang des Ortes eine Schleife zog, um allmählich die Steigung der Strecke zu bewältigen, ein Stück mitzufahren und dann rechtzeitig abzuspringen, wie rechte Tramper. Doch, oh Schreck, der Zug gewann ausnahmsweise sehr rasch an Geschwindigkeit. Abspringen? Wäre zu gefährlich gewesen. Bis zum nächsten Haltebahnhof Königsblumenau mitfahren? Kam nicht in Frage. Halten wir eben das Zugche an. Ernst hangelte sich bis zur Wagenkupplung hin

und legte den Hebel der Druckluftbremse um. Rasch kam der Zug zum Stehen. Aber jetzt hieß es „nuscht wie weg“. – Die Ursache des außerplanmäßigen Haltes war vom Zugpersonal schnell behoben. Doch mit der Wiederanfahrt in der Steigung wurde es trotz noch so intensiver Befeuerung der Lok und wiederholten Anfahrversuchen nichts. Der Zug musste schließlich rückwärts in den Bahnhof Alt-Dollstädt zurückrollen und von dort einen neuen Anlauf nehmen. Nichts Gutes ahnend, hielt sich Ernst ziemlich im Abseits. Als dann noch Hauptwachtmeister Meier zu seinem Elternhaus ging – was sollte er machen? Auswandern ging nicht so schnell, also erst mal den Abend abwarten, die ärgsten Wogen abflauen lassen. Der Hauptwachtmeister Franz Meier war sozusagen Nachbar vom Klempnermeister Ernst Gerschewski. Zwei Augen durfte er bei dem groben Unfug, den dessen Filius angestellt hatte, nicht zudrücken. Fünf Mark musste der Klempnermeister berappen – durchaus kein Betrag, den ein dörflicher Handwerker aus der Portokasse bezahlte, verdiente er als Meister pro Stunde doch nur 60 Pfennig. „Na Ernstche, mein Engelche, was her ich von dir, hast gestern en Gieterzugche umjekippt“, begrüßte ihn am nächsten Tag sein Klassenlehrer in der Elbinger Mittelschule.

Bei verführerisch schönem Wetter entfloh der Ernst gerne den schulischen Zwängen. Am Elbingfluss konnte man Ruderboote leihen, und dieser Verlockung widerstand er ungern. Am nächsten Tag ein Entschuldigungszettel – kein Problem. Er hatte davon einen Vorrat, nur das jeweilige Datum musste noch eingetragen werden. Pech für den Ernst, dass seine Mutter zufällig diese sehr überlegte Fleißarbeit entdeckte. Sein Schicksal war es, dass wenn irgendwo Unfug angestellt worden war, er als Erster verdächtigt wurde – und solches meistens nicht zu Unrecht. Ernst hatte die Mittlere Reife problemlos erlangt und wurde bei der Wehrmacht Offizier.

Sein Bruder Reinhold vergaß es übrigens nie, dass er als Junge in Alt-Dollstädt von einem Nachbarn, der seine Fahne gekonnt nach dem Wind gedreht hatte, eine Ohrfeige und die Zurechtweisung erhalten hatte: Ein deutscher Junge grüßt mit „Heil Hitler“.

Der letzte Vorsteher des Bahnhofes Alt-Dollstädt hieß Karl Scheffler. Er hatte den Bahnhofsvorsteher Kranich abgelöst, der nach Königsberg in die Verwaltung der Reichsbahn-Direktion versetzt worden war. Sonstige Bahnbedienstete waren Klein, Kroll und Michael.

Die Dorfschule

In Alt-Dollstädt war eine einklassige Volksschule. Auf eine Lehrkraft rechnete man damals bis sechzig Schüler und die Zahl der dortigen Schulpflichtigen lag nicht höher. Der Lehrer musste acht Jahrgänge, die in fünf Abteilungen (Altersstufen) eingeteilt waren und zum Teil verschiedenen Unterrichtsstoff vermittelt bekamen, zu gleicher Zeit in einer Klasse unterrichten. Das war kein leichtes Unterfangen, weder für den Lehrer noch für die Schüler. Und es war nur machbar, wenn der Lehrer respektiert wurde bzw. er es verstand, sich Respekt zu verschaffen. Wenn erforderlich, geschah solches auf recht handgreifliche Weise. Als Vorteil dieses Schulsystems war zu vermerken, dass die Kinder keinen langen Anmarschweg zur Schule hatten und in ihrer vertrauten Umgebung blieben.

Auch in diesen Schulen wurden die Kinder zu rechtschaffenen Menschen herangebildet, die ihren Mann im Leben standen. Allerdings konnte man mit dem Abschlusszeugnis einer solchen Schule beruflich keine großen Sprünge machen. Daher besuchten die Kinder mit den entsprechenden geistigen Voraussetzungen und finanzkräftigen Eltern weiterführende Schulen in Elbing.

Hermann Knoblauch, Jahrgang 1875, war während seiner gesamten Berufsjahre, von 1896 bis zu seiner Pensionierung etwa im Jahre 1938, in Alt-Dollstädt ein sehr geachteter Lehrer. Die letzten Jahre machten ihm allerdings einige Rabauken unter den großen Schülern das Leben schwer. Sein Nachfolger wurde der Lehrer Helmut Riemke. Er führte ein sehr schlagkräftiges Regiment, wobei die eigenen Kinder, die er auch unterrichtete, keine Schonung erfuhren. Die gleiche Behandlung wurde Günther Schwichtenberg zuteil, dem sehr vitalen und einfallsreichen Sprössling des hiesigen Gutsherrn.

Das Klappern der Schlorren, die von den meisten Schülern getragene Fußbekleidung, war ein Merkmal auch dieser Dorfschule. Als eine weitere Eigenart ist das fast ausschließliche Schreiben und Rechnen auf der Schiefertafel zu nennen. Eine Besonderheit bestand noch darin, dass man die Klassen entgegengesetzt der hiesigen Gepflogenheit zählte. Die Kinder wurden somit in der achten Klasse eingeschult und verließen die Schule nach acht Jahren aus der ersten Klasse. Das heißt, bei normaler geistiger Ausstattung, wer nicht gerade ein „Stobbekopp“ war.



Der letzte Lehrer der einklassigen Alt-Dollstädter Volksschule, Helmut Riemke, mit Ehefrau und den Kindern Luise, Eva-Maria, Gerhard und Erika.

Lehrer und Schüler der Volksschule Alt-Dollstädt – Foto von etwa 1930



Obere Reihe links beginnend:

1	Herbert Knoblauch	28	Kristel Kalkowski
2	Hans-Gerd Schwichtenberg	29	Grete Klein
3	August Bartsch	30	Lisa Fischer
4	?	31	Frieda Werner
5	Willi Gessner	32	Willi Lübke
6	Kurt Erdmann	33	Hilde Klein
7	Kurt Malwich	34	Frieda Langheim
8	?	35	Frieda Lehwald
9	Heinz Teschner	36	Lina Schnakenberg
10	Richard Schnakenberg	37	Ulla Klemens
	38	Grete Langheim
11	J. Grolius	39	Erna Langheim
12	?	40	Trude Langheim
13	Fritz Schmidt	41	Ilse Frischmuth
14	Herbert Schnakenberg	42	Heinz Kurkowski
15	Paul Schmidt	
16	Walter Klein	43	K. Klein
17	Otto Wichmann	44	Grete Wischnewski
18	Ulli Klemens	45	Kristel Erdmann
19	?	46	Grete Kosnowski
20	Kurt Teschner	47	Lotte Schmidt
21	Lehrer Knoblauch	48	Ida Krause
22	Herbert Frischmuth	49	Meta Krause
	50	Marta Krause
23	Lotte Kurkowski	51	Bruno Fritz
24	Frieda Markau	52	Ernst Gerschewski
25	Emma Grolius	53	Emil Krause
26	Trude Grolius	54	Willi Schmidt
27	Emma Kosnowski	

Die Post

Bereits zur Ordenszeit war Alt-Dollstädt – damals noch in anderer Schreibweise – postalisch eingebunden. Dieses allerdings nicht nach den heutigen Begriffen. Es handelt sich zu der Zeit nur um ordensinterne Post, die das dortige Ordenshaus betraf. Die Postzustellung erfolgte nach Bedarf. Mit deren Beförderung, es dürfte sich lediglich um Briefpost gehandelt haben, waren Postreiter betraut, so genannte „Brefjongens“, beritten auf den geländegängigen, anspruchslosen Prussenpferden, den Schweiken.

Als des Ritterordens Herrlichkeit 1525 mit der Säkularisierung zu Ende ging, blieb der bisherige Verwaltungsapparat, wenn auch unter anderem Namen, bestehen. Die Post entwickelte sich allmählich weiter und gewann an Bedeutung. Diesem Rechnung tragend, richtete der Kurfürst Friedrich III. am 1. Oktober 1699 eine Reitpost ein, die wöchentlich zwei Mal zwischen Königsberg und Marienwerder (in jeder Richtung) verkehrte. Es entstanden Poststationen. Eine solche Station auf dieser Route befand sich in Preußisch Holland. Sehr hoch wurde von König Friedrich Wilhelm I. (1713 – 1740) die Nachrichtenübermittlung eingeschätzt. Er sah in der Post „das Öl für die ganze Staatsmaschine“. – Die Reitpost hatte sich zur Karriolpost entwickelt. Das war ein leichtes, zweirädriges Fahrzeug mit einem Kasten für die Briefpost. Ab 1775 erfolgte auch die Beförderung von Paketen. Aus der Karriolpost ging die Post mit Personenbeförderung hervor. Der „Schwager hoch auf dem gelben Wagen“ verlor jedoch seine Existenz, als die verkehrsmäßige Erschließung durch die Eisenbahn erfolgte, welche in Ostpreußen Mitte des 19. Jahrhunderts begann.

Inzwischen waren flächendeckend Poststellen im gesamten Land eingerichtet worden. In Alt-Dollstädt wird solch eine 1860 nachgewiesen. Diese avancierte zu einem Postamt III. Klasse, während sonst auf dem Lande im allgemeinen nur Agenturen die postalischen Aufgaben erledigten. Nachdem 1893 die Bahnstrecke Elbing – Miswalde in Betrieb genommen worden war, bekam das Postamt Alt-Dollstädt die Brief- und Paketpost seines Zuständigkeitsbereiches mit dem Zuge. Ein Postbediensteter nahm am Bahnhof Alt-Dollstädt die in speziellen Postsäcken einsortierte Post entgegen bzw. lieferte abgehende Post ab. Wie die Post vor 1893 nach Alt-Dollstädt gelangte, ist nicht bekannt.

Das Postamt bestand aus einem Postraum und dem Schalterraum. Daran anschließend hatte der Vorsteher dieser Poststelle, der Postassistent Walter Fritz, seine Wohnung. Postzusteller war Paul Malwich. Wichtiges Requisit des Postraumes war der Klappenschrank, die Telefonvermittlung. Laut Telefonbuch vom 15. Januar 1941 befanden sich im Zuständigkeitsbereich dieses Postamtes 47 Telefonanschlüsse. Der Telefonkunde konnte damals nicht den gewünschten Teilnehmer direkt anwählen, sondern musste über Vermittlungen mit diesem verbunden werden. Eine solche Kleinvermittlung stellte der Klappenschrank dar.

„Freileinche, is die Leitung frei ? Gebe se mer bittschenche Heiljebeiel (Heiligenbeil) dreiei, dreiei, dreiei!“

Die Feuerwehr

Wenn die Feuerwehr der ländlichen Ortschaften mit der von vier Pferden gezogenen Feuerspritze im Galopp dahergesprecht kam und dazu die auf dem Spritzenfahrzeug sitzenden Mannen eifrig mit der dort angebrachten Glocke bimmelten, sah das alles sehr beeindruckend aus, entbehrte jedoch nicht einer gewissen Theatralik. Am Brandherd angekommen, war bereits viel kostbare Zeit verloren gegangen. Und die Leistung der Handdruckspritze war auch nicht umwerfend. Mindestens sechs Mann mussten sich an deren Pumpe plagen, damit die Spritze überhaupt einen Wasserstrahl herausbrachte. Die Aufgabe dieser Feuerwehr lag überwiegend darin, das Übergreifen des Feuers auf andere Gebäude zu verhindern. Hierzu dienten auch die Feuerhaken – stabile Eisenhaken an langen Stangen, die auf sämtlichen Gehöften vorhanden sein mussten. Mit diesen wurde das brennende Objekt so nahe am Boden gehalten wie irgend möglich, also brennendes Dachgebälk, Wände und dergleichen eingerissen.

Auch Alt-Dollstädt verfügte über eine Feuerspritze der genannten Art. Sie war auf dem Gutshof untergebracht. Deren Bespannung stellte das Gut. Bei einem nächtlichen Gewitter wurden ein Gespann Pferde für die Spritzenfahrzeuge und zwei Pferde für den Kiewen angeschirrt bereitgehalten. Der Kiewen war ein aus Holz oder Eisenblech gefertigtes, ca. 400 Liter fassendes Wasserfass, welches auf einer so genannten Schleife, auf Holzkufen ohne Eisenbeschlag, montiert war. Er musste ständig gewartet werden, das heißt mit Wasser gefüllt sein. Dadurch entfiel bei einem plötzlich erforderlichen Einsatz das zeitaufwändige Wassereinfüllen und zugleich wurde bei den hölzernen Modellen das Verspaken der Fassdauben, das Undichtwerden des Behälters, vermieden. Natürlich folgte im Ernstfall der Kiewen auch im Galopp der Feuerspritze. Damit dabei das kostbare Nass nicht hinausplantschte, war der Kiewen mit einem verschraubbaren Deckel verschlossen. Das Anschirren der Pferde gehörte einst mit zu den Aufgaben des Nachtwächters. Der letzte Nachtwächter hieß Reß. Nach seinem Ausscheiden in den 30er Jahren wurde dieses Amt, wie auch auf den umliegenden Gütern, nicht mehr besetzt. – Bei einem schweren nächtlichen Gewitter fanden sich allerdings alle Gespannführer im Stall bei ihren Pferden ein.

Die entsprechende Spritzenbedienung musste sich daheim bereithalten. Sie wurde gegebenenfalls mit dem Feuerhorn zum Einsatz gerufen. – Die ländliche Feuerwehr war allgemein nur zur Hilfeleistung in einem Umkreis bis fünf Kilometer verpflichtet. Sie kam daher relativ selten zum Einsatz. Alt-Dollstädt war scheinbar im 20. Jahrhundert von großen Schadenfeuern verschont geblieben. Der Ort, eng zwischen Sorge und Hohendorfer Wald gelegen, war gegen Gewitter, die aus

diesen Richtungen heranzogen, gleichsam abgeschirmt. Zog jedoch ein Gewitter von Süden oder Norden heran, setzte es sich über Alt-Dollstädt fest und tobte hier nicht selten zwei Stunden lang. Zu einem Schadenfeuer kam es dabei jedoch nie, da die beiden höchsten und gefährdetsten Bauwerke des Ortes, die Mühle und das Herrenhaus, durch Blitzableiter abgesichert waren. Die Steckdosen im Herrenhaus wurden manches Mal zu Funkensprühern. Einen relativ unbedeutenden Schaden richtete einmal ein kalter Schlag an, der ein Loch in das Dach des Speichers riss.

Der „Bärenkrug“

Die Zeit, als in Alt-Dollstädt drei Gaststätten eine Existenz hatten, liegt weit zurück, sehr weit sogar. Das war damals, als der Hafen pulsierte und regelmäßig Wochen- und Viehmärkte abgehalten wurden. Jetzt fanden noch zwei Gaststätten ihr Auskommen. Genauer gesagt traf dieses nur auf den „Bärenkrug“ zu. Der Besitzer der anderen Gastwirtschaft hatte durch die dazugehörige Speicheranlage und den Handel, vor allem mit Getreide, ein zweites Standbein.

Der „Bärenkrug“ war die größte Gaststätte des Ortes. Sie verfügte über einen Saal, der sogar eine Bühne hatte. Diesbezüglich war der „Bärenkrug“ in der näheren Umgebung konkurrenzlos. So fanden denn hier die Feiern der örtlichen Vereine – Sport- und Kriegerverein – und die der Vereine aus dem Nachbarort Brodsende statt.

Ja, der relativ kleine Ort hatte einen Sportverein und eine sehr aktive Fußballmannschaft. Der Verein wurde in den zwanziger Jahren von dem Gendarmerie-Wachtmeister a. D. Hans Balnat, der als Ruheständler im südlichen Teil des Dorfes wohnte, gegründet und fand eine sehr gute Resonanz bei der Jugend. Der kleine Richard Bettien, dessen Eltern nicht das Geld hatten, um ihm die entsprechende Sportbekleidung zu kaufen, war trauriger Zuschauer des sportlichen Treibens. Das erbarmte Hans Balnat und er spendierte ihm diese Kleidung. Richard Bettien hat dieses Zeit seines Lebens in dankbarer Erinnerung behalten.

Der Verein verfügte über keinen speziellen Sportplatz. Vom Gut hatte er die Erlaubnis, auf der nahen „Klingerwiese“ einen Fußballplatz einzurichten. Das hieß: Fußballtore aufzustellen und das Spielfeld entsprechend zu planieren, stand doch ansonsten die „Klingerwiese“ den Leutekühen als Weide zur Verfügung.

Nicht zu vergessen ist die Holzauktion, die jährlich ausgangs des Winters Oberförster Schneider, assistiert vom Leiter der Baumschule Hermann Amling, dort abhielt. Sie war immer gut besucht, denn vor allem die Bewohner der holzarmen Niederung deckten sich hier mit Brennholz ein. Auch der Strauch von den gefällten Bäumen, dieses Dünnholz, welches heute achtlos im Wald liegen bleibt, fand seine Käufer, war er doch kurz gehackt und gebündelt ein ideales Heizmaterial für die Backöfen. Desgleichen kamen die verschiedensten Nutzhölzer zum

Verkauf. Bauinteressenten deckten sich diesbezüglich entsprechend ein. Im Grunde kauften bei einer Holzauktion sozusagen alle „die Katze im Sack“, denn das erworbene Holz, welches in irgend einem Jagen (Waldbezirk) lag, hatte man vorher nicht gesehen. Jedoch wurden die Käufer niemals übervorteilt. – Solch eine Holzauktion war für den Krugwirt immer recht umsatzstark.

Etwa alle zwei Monate wurde der Saal zu einem Kino umfunktioniert. Ein mobiler Filmvorführer zeigte dann einen nicht mehr ganz aktuellen Film einem dankbaren Publikum. Gleichsam als zusätzliche Begleitmusik lief während der Vorführung leise surrend der Filmstreifen ab. Zwei Pausen, die der Vorführer zur Auswechslung der Filmrollen benötigte, unterbrachen die Vorstellung. Diese Pausen taten aber auch den Zuschauern gut, denn deren Sitzgelegenheiten waren nicht gerade vom Komfortabelsten. – Ab Sommer 1944 war der Saal für die Lagerung von Wehrmachtrückzugsgütern beschlagnahmt.

Der „Bärenkrug“ war in der warmen Jahreszeit, speziell an den Wochenenden und am Sonntag, ein vor allem von den Elbinger Ausflüglern gut besuchtes Lokal. Dann wurden auch im Garten Tische und Stühle aufgestellt. Junge Burschen, die anderntags mit der Forke hantierten, versuchten sich als Kellner und verdienten so ein Zubrot. Vater trank ein „Englisch Brunnen“, das Bier der renommierten, mit Staats- und Goldmedaillen ausgezeichneten Elbinger Brauerei. Deren Werbeslogan war: „Die beste Brunnenkur - trink Englisch Brunnen nur.“ Mutter gönnte sich einen richtigen Bohnenkaffee und die Kinderchen bekamen eine Limonade – je intensiver die Farbe, desto beliebter.

Nach 1933 wurde der „Bärenkrug“ zum Versammlungslokal für die verschiedensten nationalsozialistischen Organisationen. Und der Wirt avancierte im Laufe der Jahre zum Ortsgruppenleiter.

Der „Bärenkrug“ demonstrierte Althergebrachtes und Modernes. Das heißt, vor dem Lokal war die übliche, in Pfählen verankerte Querstange, an der Gäste, die kurz einkehrten, ihre Pferde anbinden konnten. Daneben befand sich eine der damals relativ seltenen Zapfsäulen für Benzin. Mit einer kleinen Flügelpumpe wurde das Benzin in ein Schauglas gepumpt, dort abgemessen und dann in den jeweiligen Benzintank abgelassen. Der „Bärenkrug“ verfügte auch über einen Ausspann. Das war ein größerer Raum in einem Gebäude, in dem die Pferde der länger weilenden Gäste, etwa bei festlichen Veranstaltungen, untergestellt und von einer Person, einem „Friedrich“, betreut wurden.

Wie auf dem Dorf im allgemeinen üblich, gehörte auch zu dieser Gastwirtschaft ein Kolonialwarenladen. Und zu diesem gehörte wiederum die scheppernde Türglocke, die beim Betreten des Ladens ertönte. Solch ein Kolonialwarenladen hatte im Vergleich zu den heutigen Supermärkten ein mehr als bescheidenes Warensortiment. War doch die Landbevölkerung hinsichtlich ihrer Grundnahrungsmittel weitgehend Selbstversorger.

Die letzten Besitzer vom „Bärenkrug“ waren Heinrich Jewski und seine Frau Anna, eine verwitwete Klippenstein. In Masuren beheimatet, war die Anna als junges Mädchen im „Bärenkrug“ in Stellung gewesen und wurde dort Frau Wirtin. In den dreißiger Jahren verstarb ihr Mann. Sie heiratete später Heinrich Jewski, der ihren Söhnen Heinrich und Otto ein guter Vater und dem „Bärenkrug“ ein fleißiger, sehr geschäftstüchtiger Wirt war.

Heinrich Jewski war im Baltikum beheimatet gewesen. Vor seiner Verheiratung hatte er eine Anstellung als Wirtschaftler auf dem landwirtschaftlichen Betrieb der Witwe Lony Günther im benachbarten Heiligenwalde. Zur Flucht soll Heinrich Jewski, als Ortsgruppenleiter und Bürgermeister, einen mit zwei Pferden bespannten Wagen vom Betrieb Schwichtenberg für sich und seine Familie requiriert haben. Während der Flucht trat er nur einmal bei dem Alt-Dollstädter Treck in Erscheinung. Den rettenden Westen erreichte die Familie nicht. Dieses dürfte für sie aber keineswegs von Nachteil gewesen sein. Da Heinrich Jewski die russische Sprache beherrschte, ist er in der sowjetischen Besatzungszone scheinbar auf die Füße gefallen, denn beim Verlassen dieser Zone war er alles andere als mittellos.

Die Bäckerei

Sie war nahe dem „Bärenkrug“ gelegen und befand sich einst im Besitz des 1882 in Schippenbeil geborenen Carl-Ernst Rose, der mit Selma Kuhn aus Groß-Brodsee verheiratet war. Das Ehepaar erwarb in den 20er Jahren die in Preußisch-Holland in der Reiterstraße 4 gelegene Bäckerei. Nachbesitzer in Alt-Dollstädt wurde der Bäckermeister Fischer. Und von diesem übernahm in den Kriegsjahren Heinrich Jewski die Bäckerei. Diese betrieb er mit dem polnischen Bäcker namens Anton. Anton pflegte mit den Dorfbewohnern engen Kontakt. Jedoch schien er ein recht kurzes Gedächtnis zu haben, denn als er nach dem Kriege die Bäckerei in eigener Regie betrieb, war sein Erinnerungsvermögen bezüglich den zurückgekehrten Alt-Dollstädtern erstaunlich getrübt.

Gasthaus Klein

Dieses Gasthaus lag unmittelbar an der Sorge und hatte dort eine eigene Anlegestelle für Frachtkähne. Ehemals, als der Alt-Dollstädter Hafen noch pulsierte und auf dem nahen Marktplatz Wochen- und Viehmarkt abgehalten wurden, war dieses eine exponierte Lage. Vom einstigen gediegenen Wohlstand zeugte der schöne alte Fachwerkbau. Die Atmosphäre dieses Hauses war eine sehr ansprechende und die hübsche, warmherzige Wirtin allseits beliebt. Auch zu diesem Lokal gehörte ein Kolonialwarenladen. Außerdem betrieb der Besitzer einen



Das geschmackvolle Gebäude der Gastwirtschaft Klein kündete vom Wohlstand des einstigen Erbauers.



Gruppenbild mit Gästen. Die ältere Dame in dunkler Kleidung ist Frau Auguste Klein, die Seniorin. Hinter der Brüstung in dem hellen Kleid deren Schwiegertochter, die Wirtin Gertrud Klein, geb. Feierabend. Die neben ihr stehenden jungen Mädchen sind ihre Töchter Grete und Käte.

Handel mit Kohlen, Brikett und landwirtschaftlichen Produkten. Dabei dürfte der Getreidehandel recht beachtlich gewesen sein, wie aus dem massiven, zwei-stöckigen Getreidespeicher zu schließen ist. Der Besitz wurde abgerundet durch eine kleine Landwirtschaft von etwa sechs Hektar.

Das Anwesen war seit Generationen im Besitz der Familie Klein. Paul Klein, der letzte männliche Besitzer dieser Familie, heiratete 1917 Gertrud Feierabend aus dem Nachbarort Groß-Brodsende. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, den er als Marineangehöriger mitgemacht hatte, übernahm er von seinem Vater Wilhelm Klein den gesamten Besitz. Infolge eines Kriegsleidens verstarb Paul Klein bereits 1928. Die junge Witwe mit zwei kleinen Töchtern führte die Gastwirtschaft, den Kolonialwarenladen und die Landwirtschaft weiter. Das Speichergebäude verpachtete sie gleichen Jahres an die Landwirtschaftliche Absatzgenossenschaft mit Sitz in Preußisch Holland, die in Alt-Dollstädt eine Zweigstelle eingerichtet hatte, deren Leiter der Kaufmann Benno Schlicht wurde.

Die stark expandierende Elbinger Handelsfirma Düwel & Brekau übernahm am 1. Oktober 1933 die Alt-Dollstädter Einrichtung der Landwirtschaftlichen Absatzgenossenschaft. 1938 pachtete diese Firma zusätzlich noch die zum Gut Adlig-Dollstädt gehörende Wassermühle und betrieb diese mit einem Müllermeister.

Das Speichergebäude war lediglich mit einem Sachaufzug ausgerüstet, denn damals transportierte man das Getreide in Säcken. Wenn Frachtkähne damit beladen wurden, war es für die beiden Speicherarbeiter eine rechte Schinderei, etliche hundert Säcke von je fünfundsiebzig Kilo zum Schiff zu tragen und dort zu verstauen. Die Anlieferung der Ware erfolgte sehr selten auf dem Wasserweg. Dieses geschah in der Regel mit der Bahn. Der Transport vom Bahnhof zum Speicher wurde mit dem Pferdefuhrwerk durchgeführt.

Die verwitwete Gertrud Klein heiratete 1938 den Kaufmann Benno Schlicht, der jetzt die Filiale von Düwel & Brekau leitete. Er war der vorletzte Bürgermeister von Alt-Dollstädt und hatte dieses Amt von dem Bauern Gustav Kalkowski übernommen. In seiner Eigenschaft als Ortsgruppenleiter war er bei der Partei (NSDAP) in Ungnade gefallen. Zum Kriegsende befand er sich im Raum Königsberg beim Volkssturm.

Am späten Abend des 21. Januar 1945 flüchteten auch die Bewohner vom Gasthof Klein. Es waren dies die nunmehrige Frau Schlicht, deren Töchter Grete und Käte aus erster Ehe und zwei noch nicht schulpflichtigen Söhne aus zweiter Ehe. Diesen angeschlossen hatte sich die Nachbarin Johanna Helbing, die unverheiratete Schwester des Schlachters Fritz Helbing, der als Volkssturmmann nicht mitflüchten durfte. Das Fluchtfahrzeug war ein mit zwei Pferden bespannter, gummibereifter Ackerwagen. Er wurde gelenkt von der 24 Jahre alten Tochter Käte.

Die Flüchtenden hatten sich nicht dem Alt-Dollstädter Treck angeschlossen und



Etwa 1916: Gertrud Feierabend, geboren 14. 8. 1887, und Paul Klein, geboren 11. 2. 1884. Beide haben 1917 geheiratet. Paul Klein verstarb bereits 1928.– Die Eltern von Paul Klein, Wilhelm und Auguste Klein, waren bereits Besitzer der Gastwirtschaft und dem angeschlossenen Landproduktenhandel.



Die junge Witwe Gertrud Klein. – 1938 heiratete sie den Kaufmann Benno Schlicht, Filialleiter bei der Firma Düvel & Brekau. 1963 feierten beide die Silberhochzeit in Rottweil.

kamen auf der winterlichen, zum Teil sehr problematischen Straße gut voran. Fahrzeug und Pferde waren vom Schmiedemeister Neumann, der auf dem nahe gelegenen Wall in Groß-Brodsende wohnte, vorher bestens präpariert worden. Die erste größere Rast machten diese Flüchtlinge nach einer Gewalttour hinter Dirschau, also westlich der Weichsel. Die anhaltende, zermürende Kälte ließ sie jedoch in dieser Extremsituation den Entschluss fassen, eine Fluchtmöglichkeit mit dem Schiff zu suchen. Sie fuhren daher nach Hela. Dort übergaben sie Pferd und Wagen der Wehrmacht und brachten in Erfahrung, dass die „Wilhelm Gustloff“ in Gotenhafen-Oxhöft Flüchtlinge an Bord nahm. Im Fußmarsch und mit geringem Notgepäck kamen sie dort an. Das war am 29. Januar. Sie wurden jedoch nicht auf der „Wilhelm Gustloff“ eingeschifft, sondern mussten mit dem kleinen Schlepper „Martin Stinnes“ vorlieb nehmen. Während dieser unangefochten küstennah nach Swinemünde schipperte, wurde die „Wilhelm Gustloff“ am 30. Januar gegen 23 Uhr durch drei russische Torpedos versenkt und riss mehr als 9000 Menschen in den nassen Tod. Die in Swinemünde angekommenen Flüchtlinge wurden in einen Reisezug verfrachtet. Sie waren tagelang unterwegs, fuhren, standen irgendwo auf einem Abstellgleis, wurden hin und her rangiert, fuhren wieder. Als es eines Tages hieß, den Waggon zu verlassen, standen sie in Buxtehude auf dem Bahnsteig. – Buxtehude gab es also wirklich!? Für einen Ostpreußen war Buxtehude etwas Fiktives. Nach einer dort gebräuchlichen Redewendung hieß es von jemandem, der recht unwissend oder desorientiert war: „Der kommt aus Buxtehude.“



Johanna Helbing



Fritz Helbing

Schlachtereil Helbing

Die Geschwister Fritz und Johanna Helbing betrieben die Schlachtereil in Alt-Dollstädt. Beide waren unverheiratet. Ihr Vater war bereits im Besitz der Schlachtereil gewesen. Er ertrank in der Sorge und hinterließ seine Frau mit vier kleinen Kindern. Die Helbings blieben in dem Haus wohnen, während die Schlachtereil von dem Schlachtermeister August Thiel betrieben wurde. Dieser dürfte alleinstehend gewesen sein. Die heranwachsenden Helbing-Kinder waren in der Schlachtereil mit tätig. Fritz Helbing machte hier von 1907 bis 1910 die Schlachterlehre und legte darüber eine Gesellenprüfung ab. Wann er das Geschäft von Meister Thiel übernommen hat, ist nicht bekannt.

Fritz Helbing war bereits Anfang des Krieges zur Wehrmacht eingezogen gewesen und dann wieder entlassen worden. Am 21. Januar 1945 musste er sich dem Volksturm zur Verfügung stellen und gilt seitdem als vermisst. Johanna Helbing ging mit der benachbarten Familie Klein/Schlicht auf die Flucht. Sie verstarb in Rottweil.



Otto Schwichtenberg. Er erwarb 1903 das Rittergut Adlig-Dollstädt und pachtete 1905 zusätzlich die Domäne Heiligenwalde.



Schuhmachermeister Ferdinand Preuß und seine Ehefrau. Er „blieb bei seinen Leisten“, lehnte das Moderne ab und blieb der Schusterkugel treu. Dieses Ehepaar ist nicht mit den Alt-Dollstädtern auf die Flucht gegangen. Beide gelten als vermisst.



Hauptwachtmeister Franz Meier. Sein Zuständigkeitsbereich erstreckte sich über Alt-Dollstädt hinaus auf etliche umliegende Ortschaften.



Kaufmann Benno Schlicht, Leiter der örtlichen Filiale der Firma Düvel & Brekau.

Düvel & Brekau
 Getreide, Saaten und Futtermittel
Eibing
 Fernsprecher Nr. 3753 und 3754
 Filialen: Alt-Dollstädt, Saalfeld und Stuhm

Originale

Kaiser Rotbart

So wurde er genannt, der August Kahrau. Und die Kinder riefen: „August Kahrau mit dem langen Bart kommt schon wieder von der Hamsterfahrt.“ Das aber immer aus einer gewissen Entfernung, denn irgendwie fürchteten sie sich vor ihm, vor seinem schrulligen, mystischen Wesen. Wenn er außer Hause einen Beutel bei sich trug, dann keineswegs um zu hamstern, sondern er sammelte ohne erkennbares System die verschiedensten Dinge auf. Im Ersten Weltkrieg war August Kahrau verschüttet gewesen und hatte dadurch einen geistigen Defekt davongetragen. Eigenartigerweise war aber viel militärisches Gedankengut in seinem Erinnerungsvermögen haften geblieben. Die Soldatenmütze aufgesetzt, ging er jeden Morgen in militärisch straffer Haltung und energischen Schrittes von seiner Wohnung zum Wall des Mühlenfließes, nahm Haltung in Richtung des in der Ferne schwach sichtbaren Bismarckturmes bei Lichtfelde ein und salutierte. Dabei machte er wohl Meldung und empfing die Befehle für den jeweiligen Tag. Ansonsten räumte er auch dem „Leitnant Schwichteberch“ gewisse Befehlsbefugnisse ein. Er durfte ihn zum Beispiel mit seinem Wagen zum Arzt in das zwölf Kilometer entfernte Christburg fahren.

Dem „Leitnant Schwichteberch“ hatte er auch sein Häuschen (Lageplan Nr. 26) Ende der 20er Jahre verkauft, da er mit dessen Unterhaltung nicht zurecht kam. Er wohnte danach mietfrei in einem zum Gut gehörenden Haus. Seine Frau war bereits vor 1945 verstorben. Mit dem Alt-Dollstädter Treck ging er nicht auf die Flucht. Die am 8. Mai 1945 zurückkehrenden Alt-Dollstädter haben ihn bald danach in einem Hausgarten unweit seiner „Befehlsempfangsstelle“ begraben; begraben in dem Sinne, dass er in die Erde gebracht wurde. Für August Kahrau war das Leben orientierungslos geworden, denn die Russen hatten den Bismarckturm in Lichtfelde abgebrochen. Außerdem verübelte er es denen, dass sie in ihm nicht den Gutsherrn sahen, als welcher er sich ausgegeben hatte.

Der Strommeister

Nicht gerade ein Original, aber dennoch nicht in den dörflichen Rahmen passend war der bereits auf Groß-Brodsender Territorium wohnende Sepp Böschinger. Das Schicksal hatte ihn etwa 1935 Strommeister der Sorge werden lassen. In seiner romantischen Salzburger Heimat muss wohl einiges schief gelaufen sein. Davon sollte er an dem ruhigen und beschaulichen Lauf der Sorge genesen. Nebenberuflich als Gastschütze in dem Schwichtenbergschen Jagdrevier, lehrte er dort die kapitalen Böcke das Fürchten – war deren Jagd doch längst nicht so beschwerlich wie die auf Gamsen. Damit der Wildbestand nicht zu sehr unter Auslichtung litt, sprach der Jagdrevierbesitzer ein klärendes Machtwort. Bei dem

langjährigen Jagdgast Oberst von Rochow, Leiter des Remonteamtes Weeskenhof, bestand dagegen in keiner Weise die Gefahr, dass der Wildbestand ausgerottet würde. Des Böschingers Gattin in ihrem feschen Dirndl war eine Dorfattraktion. Doch das Dirndl verbarg ein heimwehkrankes Herz. Nach einem Jahr ließ sie ihren Sepp allein an der Sorge zurück, an der die Stille gleichsam hörbar war, und folgte dem Ruf der Berge.

Schuhmachermeister Ferdinand Preuß

Entgegen seinem Berufskollegen Paul Krause, der am südlichen Ende des Dorfes eine moderne Schuhmacherwerkstatt betrieb – nach dem Kriege hatte er in Kanada ein Schuhgeschäft –, war Schuhmachermeister Preuß vollkommen in der Zeit des Ersten Weltkrieges verhaftet geblieben. Seine Gedanken, sein Wesen und auch die Art und Weise, wie er seinen Beruf ausübte, zeugten davon. Die Schusterkugel, damals bereits ein Museumsstück, gehörte noch zu seinem handwerklichen Inventar. Diese, vor die Petroleumlampe platziert, bündelte und verstärkte deren auf die jeweilige Arbeit gelenktes Licht. Er verpasste dem Schuhwerk noch stabile Kernledersohlen, die mit zwei an dem Sohlenrand entlang führenden Reihen kleiner Holzstifte gleichsam angenagelt wurden. Jedenfalls war seine Arbeit sehr solide. Man tat jedoch gut daran einzukalkulieren, dass er den zugesagten Fertigungstermin seine Bestätigung „Ja, werd ich mache, werd ich mache“ – nicht einhalten würde. Sein liebster Gesprächsstoff war der Erste Weltkrieg. Und immer wieder tauchte dabei der Satz auf „Is ja alles ganz schen un gut, aber die ‚Scharnhorst‘ is weg.“ – Schuhmachermeister Preuß und seine Frau waren nicht geflüchtet. Beide gelten als vermisst.

Die Zigeuner sind da

Ein, zwei Mal im Sommerhalbjahr hieß es: „Die Zigeuner sind da, sperrt schnell die Hiehnerches ein, macht die Fenster zu und schließt die Türen ab.“ Den Kindern wurde eingeschärft: „Wenn die Zigeunerweiber prachern (betteln) kommen, lasst sie ja nich ins Haus rein.“ Diese Vorsicht beruhte auf einem alten Erfahrungsschatz. Einmal war es zwei Zigeunerfrauen geglückt – eine allein ging nie auf die Bettel-Wahrsagetour – durch den Wintergarten in das Herrenhaus zu gelangen. Begehrlichkeit erweckte bei ihnen die Bluse von Frau Schwichtenberg. Nur diese wollte sich davon partout nicht trennen, wofür die beiden Exoten durchaus kein Verständnis aufbrachten. Sie ließen sich entsprechend entschädigen. Und ihre weiten Röcke boten erstaunlich viel Stauraum.

Unverhofft standen die Zigeuner mit ihren von Pferden gezogenen Wohnwagen – es waren meistens zwei – auf dem Marktplatz. Das war ihr angestammter Biwakplatz für in der Regel nur eine Nacht. In anderen Dörfern befand er sich meist

außerhalb des Ortes. Rasch waren die Pferde ausgeschirrt, oft recht abgetriebene Kreaturen, deren Hüftknochen so weit vorstanden, dass man daran die Mütze aufhängen konnte. In Alt-Dollstädt durften sie sich auf der nahe gelegenen Klingerwiese richtig satt fressen. Ja, diese reisenden Zigeuner lebten wahrhaftig wie die Vögel unter dem Himmel – sie säten nicht, aber ernteten doch. Quirlendes Leben herrschte nach ihrer Ankunft sofort auf dem Marktplatz. Ein Biwakfeuer loderte auf. Unwahrscheinlich, wie viel Volk aus den Wohnwagen herausquoll: rotznasige Sprösslinge, auseinanderquellende Muttis, die früh den Reiz ihrer Jugend verloren hatten, Männer wie die Csardas-Fürsten, trotz ausgefranster Hosenbeine und barfuß. Und die jungen Mädchen, naturverwöhnte Gestalten mit schwingenden Hüften, umweht von einem erotisch exotischen Dunstkreis. In solch eine Schöne hatte sich in den zwanziger Jahren ein honoriger Freund des Hauses Schwichtenberg, später Pächter eines großen Gutes und Luftwaffenoffizier, regelrecht verknallt. Sehr viel Überredungskunst war erforderlich, um ihn von dem Holzweg, auf den er geraten war, zurückzuholen. Diese schwarzhaarige Wildkatze hätte sich wohl nie für seinen Lebensstil umformen lassen. Mit ihr wäre ihm außerdem ihre ganze Sippschaft beschieden gewesen. Vielleicht war es aber nur Zufall, dass dieser verhinderte Liebesabenteurer Junggeselle geblieben ist.

Die Flucht

Die Fanfarenklänge aus „Les Preludes“, mit welchen im Rundfunk Sondermeldungen besonderer deutscher Erfolge auf den Kriegsschauplätzen angekündigt wurden, erklangen längst nicht mehr. Das Kriegsglück hatte sich seit der verlorenen Schlacht von Stalingrad (Kapitulation am 31. Januar 1943), dem Opfergang der 6. Armee, gewendet. Die nun erfolgten Rückzugsgefechte unserer Truppen an allen Fronten waren angeblich lediglich strategisch notwendig. Und dabei rückten die Russen, wie man die Sowjets schlechthin nannte, immer näher an die ostpreußische Grenze. Ja, im Oktober 1944 betraten sie sogar ostpreußischen Boden und präsentierten hier am 21. Oktober mit dem Massaker von Nemmersdorf ihre Visitenkarte. Von dem einst propagierten Blitzkrieg sprach niemand mehr, jedoch unverdrossen wurde auf den Endsieg gehofft. Man wollte es einfach nicht wahrhaben, dass das Schiff sank.

Im Januar 1945 nahm ein strenger Winter Ostpreußen fest in den Griff. Das war die Stunde der Roten Armee. Vom Weichselknie aus startete sie am 13. Januar einen Großangriff mit einer unvorstellbaren Menschen- und Materialüberlegenheit, dem die schwache deutsche Verteidigung nicht gewachsen war. Mordend, vergewaltigend und brandschatzend zogen die Russen durch das deutsche Land. Ein Angriffskeil hatte das vorgegebene Ziel, westlich vorbei an Elbing die Nogatmündung zu erreichen und so Ostpreußen zu isolieren. Dieses geschah bereits am 26. Januar. Doch die ostpreußische Bevölkerung wurde über den Front-

verlauf, über den Ernst der Lage weitgehend in Unkenntnis gehalten. Fluchtvorbereitungen oder gar eigenmächtige Flucht galten als Panikmache. Der ostpreussische Gauleiter Erich Koch hatte der Bevölkerung solches strengstens verboten. Und die Partei sollte darüber wachen, dass dieses Verbot eingehalten wurde. Am 19. Januar abends ordnete endlich die Kreisleitung in Preußisch Holland die Vorbereitung zur Flucht an. Nun doch eine Flucht! Unvorstellbar, Hab und Gut im Stich zu lassen, die Geborgenheit des Heimes zu verlassen – und das in bitterkalter Winterzeit.

Der Gedanke lähmte die Gemüter, ließ den Atem anhalten. Dann setzte hektische Geschäftigkeit ein, im Herrenhaus wie in all den anderen Häusern. Was sollte man, was konnte man überhaupt mitnehmen. Es durfte ja nicht zu umfangreich und schwer sein. Lebensmittel waren in jedem Fall wichtig. Brot, Wurst, Speck, Schmalz rangierten an erster Stelle. Hastiges Schlachten von Geflügel. Der strenge Frost konservierte alles sofort. Der nächste Tag, Samstag, der 20. Januar, war ein fast normaler Arbeitstag. Brauchte man doch nicht zu flüchten? Man suchte einen Strohalm, um sich daran zu klammern. Am 21. Januar erklärten sogar noch Gauleiter Koch und der Reichsführer der SS, Himmler, dass der Vorstoß der Roten Armee gestoppt sei. Es schien sich alles zu wiederholen, wie es im Ersten Weltkrieg geschehen war. Damals war die Situation auch kritisch gewesen, doch schließlich brauchten die Alt-Dollstädter nicht zu flüchten.

Entgegen den Beteuerungen von Koch und Himmler befand sich die Rote Armee jedoch weiter auf dem Vormarsch und hatte bereits Allenstein erreicht. Am 21. Januar abends wurde dann der Befehl zur sofortigen Flucht erteilt. Frau Schwichtenberg und Herr Böhm hatten, entgegen dem Verbot, halb verdeckt bereits einige Fluchtvorbereitungen getroffen. Da waren Kastenwagen zu Leiterwagen umgerüstet worden, reichlich mit Ersatzstricken und Ketten versehen und die Wagenräder waren geschmiert. Nach einem erstellten Plan hatte man die einzelnen Familien jeweils für einen bestimmten Wagen eingeteilt. Sämtliche Pferde, die im Geschirr gehen konnten, hatten griffige Wintereisen bekommen. Auf dem Getreidespeicher lagerten vierzig Sack Hafer, gedacht als Pferdefutter während der Flucht. Sie wurden jetzt entsprechend auf die Fahrzeuge verteilt. Hastiges Beladen der Fluchtfahrzeuge, jedoch ohne jede Dramatik. Die Teppiche des Gutshauses wurden auf die Fahrzeuge verteilt. Mit einem kompletten Wetterschutz, einer Bedachung, war von diesen keiner ausgerüstet.

Die Alt-Dollstädter Einwohner hatten das Elend des Trecks, der Flüchtlinge seit dem Herbst des vergangenen Jahres erlebt. Sie hatten über Monate mit Flüchtlingen, die aus dem Raum Goldap und Angerapp gekommen waren, ihre Wohnungen geteilt. Doch das Grauen kroch erst richtig unter die Haut, als man selbst davon betroffen war. Nicht anders erging es nun den Alt-Dollstädtern. Brutal wurden sie aus der heimatlichen Geborgenheit herausgerissen und Teil der 14 Millionen deutschen Flüchtlinge. Sie zogen auf winterlichen, von Flüchtlingen

überfüllten Straßen apathisch in die Ungewissheit, tief verummmt, frierend, übermüdet, hungrig und innerlich leer gebrannt. Tränen gefroren. Unzählige Fragen blieben ohne Antwort. Tage und Nächte ohne Vergessen. Die ganze Dramatik der Flucht, das dabei körperlich und seelisch Erlittene kann kein Außenstehender mitempfinden, selbst wenn er mit noch so viel Phantasie begabt ist. Erst recht lässt sich solches nicht mit Worten ausdrücken. Jede Schilderung von Flucht oder Vertreibung ist daher nur Stückwerk und eine Aufreihung von Vorkommnissen. Am 21. Januar 1945 um 23 Uhr verließ der Alt-Dollstädter Treck weisungsgemäß den Ort. Knirschend mahlten sich die Räder der schwer beladenen Wagen durch den verharschten Schnee, Räder, die diesen Weg nie wieder rollen sollten. Der Treck bestand aus neun mit je vier Pferden bespannten Leiterwagen und einem von zwei Pferden gezogenen Coupé. Insgesamt gehörten etwa 165 Personen dazu. Diese setzten sich zusammen aus 63 Kindern, neun Männern über 70 Jahren, vier Schwerkriegsversehrten, vier Franzosen und 65 Frauen und Mädchen. Für die jüngsten der Kinder (vier und sieben Tage alt) und deren Mütter sowie die körperlich sehr hilflose Mutter der Frau Schwichtenberg war das Coupé reserviert. Mit der Führung des Trecks und der Fürsorge für ihre jüngste, damals zehnjährige Tochter Ilse-Marie hatte Frau Schwichtenberg ihre 19 Jahre alte Tochter Hanne-Lore betraut. Sie sollte den Treck in den Danziger Werder führen. Der dortige Kreisbauernführer, Herr Figurth, hatte bereits vorher mit Frau Schwichtenberg vereinbart, dass die Alt-Dollstädter bei einer eventuellen Flucht auf seinem Anwesen Quartier beziehen sollten. Frau Schwichtenberg, im unerschütterlichen Vertrauen auf die deutschen Truppen, wollte in Alt-Dollstädt bleiben. Bei ihr befand sich der 16 Jahre alte Sohn Günther. Er war am Tage vorher aus einem Wehrrüchtigungslager in Sachsen zu Hause eingetroffen. Ferner waren noch zwei Eleven da, Franz Strompski und Ernst Reypa, junge Männer, die wegen erlittener schwerer Verwundungen als nicht mehr kriegsdienstfähig galten, sowie ein Hausmädchen namens Frieda. Diese fünf unverzagten Optimisten verließen den Ort 24 Stunden später auf dringendes, telefonisches Anraten von dem sich beim Volkssturm befindenden Oberinspektor Böhm. Dabei benutzten die beiden Eleven und das Mädchen Frieda einen mit zwei Pferden bespannten und mit reichlich Lebensmitteln präparierten Jagdwagen. Günther Schwichtenberg bekam einen herrenlos in der Nachbarschaft herumstehenden Pkw gangbar gemacht. Mit diesem gingen er und seine Mutter auf die Flucht. Einem Wunder gleich, fanden diese Nachzügler trotz der herrschenden widrigen Umstände rasch das Gros des Alt-Dollstädter Trecks. Der Treck sollte sich laut Anordnung des Ortsgruppenleiters mit dem Powunder Treck an der Straße nach Neu-Dollstädt vereinen. Die Leitung und Betreuung beider Trecks wäre dann die Aufgabe des Ortsgruppenleiters gewesen. Da weder das eine noch das andere geschah, sah sich Hanne-Lore Schwichtenberg veranlasst, allein mit dem Alt-Dollstädter Treck weiter zu ziehen. Wenige hundert Meter nach Verlassen des Ortes das erste Missgeschick: Der schwer beladene Wagen, auf dem die sechs Familien vom „Weißen Haus“ – Karl Steppuhn sen., Lewald, Müller, Karl Steppuhn jun., Broschinski und Bartsch – ihr

Fluchtgepäck verstaut hatten, kam auf der glatten Straße für die Pferde unhaltbar ins Rutschen, landete im Straßengraben – und ging dabei zu Bruch. Ein entsprechender Ersatzwagen war auf dem Gutshof nicht mehr vorhanden. Der Fahrer des verunglückten Fahrzeugs, ein Franzose, spannte zwei Pferde vor einen Kutschwagen und schuf dadurch wenigstens eine Fahrgelegenheit für etliche Kinder. Von dem an und für sich schon geringen Fluchtgepäck konnte nur das Allernotwendigste auf die anderen Fahrzeuge verteilt werden. Im Straßengraben gelandete Fluchtwagen markierten in großer Zahl die Straßen, über welche die Trecks zogen.

Die nächsten Schwierigkeiten entstanden an der zwischen Neu-Dollstädt und Sorgenort gelegenen Sorgebrücke. Die relativ steile An- und Abfahrt zu dieser war spiegelglatt. Mit Vorspann mussten die Fluchtwagen einzeln hinüberschafft werden. – Bitterkalt diese endlos scheinende Nacht. Minus 22 Grad zeigte das Thermometer. Nach etwa 30 Kilometern Wegstrecke – in Schlablau (Marienburger Werder) auf dem Gut von Max Störmer – eine längere Rast. Die Pferde wurden versorgt und die Menschen konnten sich aufwärmen und etwas ausruhen, denn die meisten von ihnen waren die gesamte Wegstrecke zu Fuß gegangen. Eine warme Suppe, ein warmer Kaffee, die taten gut. – Die Schlablauer flüchteten erst zwei Tage später. – Bei dieser Rast erschien unvermittelt der Alt-Dollstädter Ortsgruppenleiter. Seine betreuereische Fürsorge bestand allein darin, dass er Hanne-Lore Schwichtenberg mit einer Anzeige wegen Fraternisierung drohte, da sie die vier französischen Kriegsgefangenen voll in die Gemeinschaft einbezogen hatte. Danach hatte man den seitens der Partei vorgesehenen Treckführer nicht wieder zu Gesicht bekommen. – 22 Kilometer waren es noch bis Marienburg. Die dortige Nogatbrücke, die bereits zur Sprengung vorbereitet war, passierte der Treck in der Nacht vom 22. zum 23. Januar. Westlich der Nogat ging es vorerst weiter in Richtung Dirschau auf der vereisten, von Flüchtlingsfahrzeugen verstopften Reichsstraße 144. Auch hier hatte, wie auf allen Fluchtstraßen, die Wehrmacht Vorfahrt. – Dass auf den Treckstraßen kein Chaos entstand, Räder überhaupt rollten, war einzig das Verdienst von Feldgendarmerie und Militär. Der Alt-Dollstädter Treck verließ die Reichsstraße 144 und fuhr in nördlicher Richtung in das Danziger Werder, wie vorgesehen nach Notzendorf zum Anwesen des Kreisbauernführers Figurth, wo er noch am 23. Januar Quartier bezog.

In Anbetracht des weiteren Kriegsverlaufs schien es Frau Schwichtenberg ratsam zu sein, zwischen sich und dem Iwan die Weichsel zu wissen. Sie führte daher den Treck in den etwa 25 Kilometer westlich von Dirschau gelegenen Ort Strippau. – Die Führung des Trecks war jedoch sehr problematisch. Er wurde immer wieder durch die Vorfahrt militärischer Fahrzeuge zerstückelt. An Abzweigungen brachte Frau Schwichtenberg daher Hinweise an, so dass sich nach und nach sämtliche Fahrzeuge auf der nächsten Quartierstelle trafen. Und in Dirschau hatte der Treck den ersten Toten zu beklagen. Martha Kosnowski, eine junge Frau, hatte die Flucht bereits krank angetreten und erlag dann den Strapazen.

Im Zusammenhang mit dem Tod von Martha Kosnowski und deren Begräbnis waren einige Flüchtlinge, unter anderen Frau Steppuhn und Frau Hardt mit ihren Kindern in Dirschau geblieben. Wie lange sie sich dort aufhielten, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall blieben sie über den 1. Februar hinaus dort. Bei der Weiterflucht nach Strippau befanden sich diese Personen jedoch beim Alt-Dollstädter Treck.

In Strippau hoffte Frau Schwichtenberg, Sicherheit gefunden zu haben. In diesem Glauben bestärkte sie Dr. Schleitzer von der Westpreußischen Landesbauernschaft. Er stellte ihr eine Bescheinigung aus, damit sie im Ort bleiben durfte und nicht weiter nach Westen geleitet wurde. Begründung: „Erhalt des wertvollen Trakehner Pferdmaterials“. Man richtete sich so gut wie möglich ein. Da die etwa 40 Alt-Dollstädter Pferde nicht über eine längere Zeit in Strippau von den dortigen Bauern mitversorgt werden konnten, kaufte Frau Schwichtenberg in der Umgebung Pferdefutter auf. In Strippau traf sie ein schwerer, zutiefst erschütternder Schicksalsschlag mit der Nachricht, dass ihr ältester Sohn Hans-Gerd am 13. Januar in Belgien gefallen war. Sie erfuhr tief empfundene und aufrichtige Anteilnahme von ihren Alt-Dollstädtern. Diesen Menschen und ihren Kindern gegenüber fühlte sie sich verpflichtet, nicht zu resignieren, sich zu bemühen, alle vor größeren Unbilden zu bewahren.

Und im fernen Berlin hielt am 30. Januar, dem Tag der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten vor zwölf Jahren, Adolf Hitler seine obligatorische Rede. Er sprach, wie üblich mit viel Pathos, von der Vorsehung und vom sicheren Endsieg. Jedoch mit keinem Wort wurden von ihm die Millionen ostdeutschen Zivilisten erwähnt, die sich auf der Flucht befanden, die zu Tausenden bereits die Quälereien und Vergewaltigungen durch die Sowjets erlitten hatten oder gar von ihnen ermordet worden waren. – Nachdem sich herausgestellt hatte, dass die Sicherheit vor der Roten Armee auch westlich der Weichsel kritisch war, wich Frau Schwichtenberg mit dem Treck, einen Zwischenaufenthalt auf dem südlich von Danzig gelegenen Gut Pempau einlegend, nach Rekau bei Neustadt aus. Die nicht mehr glaubhaften Heeresberichte verhießen dort vorerst die gesuchte Sicherheit. Als sich dieses als Trugschluss herausgestellt hatte, ja sogar eine weitere Flucht nach Westen auf der Straße keinen Erfolg mehr versprach, schien es noch ab Putzig eine Fluchtmöglichkeit mit dem Zug zu geben. Dort verfrachtete Frau Schwichtenberg am 6. März ihre gesamten Leute. Sie selbst wollte mit ihren Kindern nicht weiter flüchten, um, wenn sich die Lage gewendet hat, möglichst rasch wieder in Alt-Dollstädt zu sein. Im Grunde glaubte sie immer noch, wenn auch nicht an den Endsieg, so doch an eine Wiederkehr in die Heimat. Daher wollte sie sich von ihrem Alt-Dollstädt nicht weiter entfernen, als unbedingt notwendig war. Alle Hoffnungen und Illusionen wurden Frau Schwichtenberg durch einen Brief genommen, den ihre Tochter Hanne-Lore einige Tage später auf dem Umweg über die Westpreußische Landesbauernschaft erhielt. Ein Bekannter von dieser, Angehöriger der Elitedivision Groß-Deutschland, die im Heilsberger Kessel einen

aussichtslosen Kampf führte, beschwor sie, unbedingt weiter zu flüchten und nicht auf eine Rückkehr nach Alt-Dollstädt zu hoffen.

Der Zug mit den Alt-Dollstädter Flüchtlingen und deren Gepäck hatte sich in Bewegung gesetzt. Es war eine sehr beschwerliche Reise in Güterwaggons, kalt und sehr beengt. Der Zug fuhr nur langsam, legte immer wieder einen Halt ein, änderte auch die Fahrtrichtung, doch er rollte aus dem Gefahrenbereich der Roten Armee – glaubten die Zuginsassen. Am dritten Reisetag mussten sie jedoch feststellen, dass sie sich wieder auf dem Ausgangsbahnhof befanden. – Die Rote Armee war am 7. März in einer Zangenbewegung westlich von Kolberg bis zur Ostsee vorgestoßen. Eine Fluchtmöglichkeit auf dem Landwege in den rettenden Westen bestand nun nicht mehr. Allgemeine Enttäuschung und Resignation. Gewiss, in Rekau hatte man eine annehmbare Unterkunft in Baracken und Massivbauten, die einst einer anderen Bestimmung dienten. Doch wie lange noch – dann würden die Rotarmisten auch hier erscheinen.

Unsagbare Verzweiflung hatte Frau Schwichtenberg ergriffen, die sonst Optimismus gleichsam in Person war. Das kommt in einem Brief zum Ausdruck, den sie damals von Rekau aus an ihren Bruder, General der Flieger Alfred Mahncken, geschrieben hatte. Ich zitiere aus diesem Brief.

„Die Lage spitzt sich hier fast stündlich zu. Heute Nacht ist der Russe bis Mariensee gekommen, bei Stolp ist die Lage auch brenzlich. Man sitzt also mitten in der Falle. An ein Herauskommen ist nicht zu denken. Die Truppen, die wir hier zu sehen bekommen, sind gänzlich mutlos, nichts klappt, nichts ist in Ordnung. Für uns gibt es keine Rettung mehr, nicht für uns, nicht für Deutschland. Es ist eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann man zur Pistole greifen muss . . . Bald bricht Hunger aus, denn durch Truppen und Flüchtlinge sind sämtliche Vorräte längst verbraucht . . . Kannst Du dir wohl vorstellen, wie mir zu Mute ist, nun ich unser Ende. unentrinnbar näher und näher kommen sehe. Wozu sind wir aus Dollstädt weg? Dann wäre alles schon überstanden. Nun hat man alles. Elend noch vor sich . . . Mir ist ja nicht um mein Sterben, aber die Sorge um die Kinder lässt mich fast verzweifeln!!!“

Es bestand jetzt nur noch eine vage Möglichkeit, sich einem Schiff zur weiteren Flucht anzuvertrauen. Frau Schwichtenberg konnte dafür aber keinen ihrer Alt-Dollstädter begeistern. Zu abschreckend waren Schiffsversenkungen in der letzten Zeit auf der Ostsee. Man wollte sich dann schon lieber mit dem Iwan arrangieren. Ein folgenschwerer Entschluss, den man später schwer bereute. Frau Schwichtenberg jedoch zog für sich und ihre Kinder dem Iwan einen eventuellen Tod auf der See vor. Der Abschied von ihren Alt-Dollstädtern fiel ihr schwer, unsagbar schwer. Sie hatte doch den festen Willen gehabt, diese Menschen, die ihr so vertrauten, vor den Russen zu bewahren. War doch die Flucht bisher, trotz des brutalen Winterwetters, den Umständen entsprechend relativ reibungslos verlaufen. Und nun dieses!

Die Odyssee nach Dänemark und der Wiederanfang in Deutschland

Mit Trecker und Anhänger fuhren Frau Schwichtenberg, ihre drei Kinder, die Eleven Strompski und Reypa und das Hausmädchen Frieda nach Danzig. Danzig, bereits frontnahes Gebiet, war ein Hexenkessel. Strompski und Reypa wurden dort von der Militärpolizei „kassiert“. Ihr weiteres Schicksal verliert sich im Dunkeln. – Tausende Flüchtlinge wollten eine Schiffspassage. Frau Schwichtenberg bekam eine solche für ihre Familie und das Mädchen Frieda. In Danzig-Langfuhr gingen sie am 18. März 1945 an Bord des Frachters „Westpreußen“. Mit 3000 Flüchtlingen war das Schiff völlig überladen. Drangvolle Enge, katastrophale hygienische Verhältnisse. Jedoch brauchte niemand zu hungern. Es gab Graupensuppe, allerdings nichts als mit reichlich Pferdefleisch angereicherte Graupensuppe. Drei Tage lag das Schiff vor Rügen. Dann erhielt es Order, Dänemark anzulaufen und legte am 23. März in Kopenhagen an. – Nachdem die Ostseehäfen Swinemünde, Saßnitz, Kiel und Eckernförde mit Flüchtlingen überfüllt und eine weitere Anlandung dort nicht mehr möglich war, wurden diese laut Anordnung vom 4. Februar 1945 „vorübergehend“ auch in Dänemark untergebracht.

Dänemark war 1940 von den deutschen Truppen besetzt worden. Die Dänen hatten die Deutschen also keineswegs gerufen. Durchaus verständlich, dass bei ihnen eine Aversion gegen die Deutschen entstand, auch wenn sie sich als Besatzer sehr diszipliniert verhielten. In diesem Land mit etwa vier Millionen Einwohnern befanden sich zum Ende des Krieges 250 000 deutsche Flüchtlinge, Flüchtlinge, die ihre Heimat im deutschen Osten in Panik verlassen hatten. Alle waren als mittellos anzusehen und mussten vom Gastland ernährt werden.

Bei der Ankunft in Dänemark wurden die Flüchtlinge vom deutschen Militär in Empfang genommen und auch betreut. Ihrem Wunsch entsprechend, kamen die Schwichtenbergs auf die Insel Fünen nach Odense. Die dortige Unterkunft, eine Landwirtschaftsschule, war nicht umwerfend. Schlimmer jedoch war es, keine Aufgabe zu haben. Frau Schwichtenberg suchte das deutsche Konsulat auf und bat darum, ihr eine Aufgabe zuzuteilen. Sie wurde mit ihren Töchtern – Sohn Günther war am 29. März abgereist, um sich in Potsdam bei dem Panzeraufklärungsverband 5 zu stellen – in das mit etwa 300 Flüchtlingen belegte Hotel „Tornoes“ in Kerteminde, welches nahe der See gelegen war, verlegt. Dort war sie für die Verpflegung der Flüchtlinge zuständig. Die goldene Freiheit, die die Flüchtlinge in Dänemark genossen, außer dass sie nicht nach Deutschland fahren durften, fand mit der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 ein jähes Ende. Jetzt wollten die Dänen die Flüchtlinge rasch außer Landes haben. Jedoch die Besatzungsmächte in Deutschland verweigerten deren Aufnahme. Die Dänen internierten darauf die Deutschen und zäunten die einzelnen Lager mit Stacheldraht ein. Nur mit speziellen Passierscheinen durfte man diese Lager verlassen.

Ein deutsch sprechender Däne wurde Leiter des Lagers Hotel „Tornoes“. Er war sehr korrekt, ohne Häme und Schikane. Fast die gesamte dänische Presse hetzte jetzt gegen die Flüchtlinge, gegen das „deutsche Gesindel“. Im Herbst des Jahres 1945 begann man mit der Zusammenlegung der Lager. Dafür boten sich die zahlreichen verlassenen Baracken des deutschen Militärs an. Die bisher etwa 1100 Lager reduzierte man so auf 645. So wurde auch das Lager Hotel „Tornoes“ geräumt und deren Insassen kamen in ein Barackenlager bei Loddenhoy (nahe Apenrade, also ziemlich nahe der deutschen Grenze). Es war mit etwa 3000 Internierten ein relativ kleines Lager. – Das Lager Oksböll auf Jütland zählte 36000 Personen. – Frau Schwichtenberg oblag der Gartenbereich, also der Anbau von Gemüse zur Aufbesserung der inzwischen sehr spartanischen Verpflegung. Tochter Hanne-Lore unterrichtete hier die Erst- und Zweitklässler. – Bis April 1946 bestand eine völlige Postsperrung, eine enorme psychische Belastung für die Internierten, die keine Verbindung mit den von Kriegswirren verstreuten Angehörigen aufnehmen konnten.

Im Februar 1947 gelang es Hanne-Lore Schwichtenberg, das Lager auf nicht ganz legalem Wege zu verlassen. Ihre Anlaufstelle in Deutschland war ein Bauernhof in Borg bei Quakenbrück. Dort erlernte ihr Bruder, der bereits aus der britischen Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, die praktische Landwirtschaft von der Pike auf. Gleichsam als Mädchen für alles Grobe fand Hanne-Lore auf dem gleichen Betrieb Arbeit und Unterkunft. Im Sommer gleichen Jahres konnte auch Frau Schwichtenberg mit ihrer Tochter Ilse-Marie das Internierungslager in Dänemark verlassen. – Erst im Februar 1949 wurden die Lager völlig geräumt.

Frau Schwichtenberg hatte die ersehnte Freiheit erlangt - und musste dabei den Verlust ihres Koffers beklagen. Neben persönlicher Garderobe enthielt er zahlreiche Fotos und Aufzeichnungen aus der Heimat. Ihre Anlaufstelle war ein Cousin in Badbergen. Die Aussicht, in ihr geliebtes Alt-Dollstädt zurückzukehren, lag in unbestimmter Ferne. Und in dem Rest-Deutschland herrschte eine unvorstellbare Not. Hier wurde der Mangel an Lebensmitteln, an Bedarfsgütern, an Wohnungen und dergleichen verwaltet. Die Flüchtlinge waren von allem am stärksten betroffen. Frau Schwichtenberg, lediglich ein Sommerkleid ihr Eigen nennend, fand Arbeit als Hausdame, jedoch als Hausdame, die sämtliche Arbeiten selbst verrichtete. Die Flüchtlinge konnten damals nicht wählerisch sein. Sie mussten froh sein, ein Dach über dem Kopf zu haben und sich leidlich satt essen zu können.

Auch für die 13 Jahre alte Tochter Ilse-Marie fand sich eine Lösung. Ein Verwandter, ein Jurist in Duisburg, erbot sich, ihr dort den Schulbesuch zu ermöglichen. Da er selbst ausgebombt war und eine sehr beengte Unterkunft hatte, wurde für Ilse-Marie die Badewanne zum Bett umfunktioniert. Frau Schwichtenbergs Wunschvorstellung war es, dass diese Tochter Lehrerin einer landwirtschaftlichen Fachschule werden würde. Und die Tochter ließ diesen Wunsch wahr werden. Sie

hat es auch nie bereut. Mit ihrem offenen, herzlichen Naturell, eine kostbare mütterliche Mitgift, fand die junge Lehrerin Ilse-Marie Schwichtenberg bei ihren Schülerinnen Sympathie und Anerkennung. Und solches auch, nachdem sie Oberstudienrätin geworden war.

Außer Arbeit auch eine eigene Wohnung zu haben, war das Bemühen von Frau Schwichtenberg. In Herdecke/Ruhr fand sie Beschäftigung in der Stoffdruckerei und Stofffärberei von Heiner Habig. Ihr Stundenlohn als ungelernte Kraft betrug zu Anfang 0,40 DM. Vor allem aber bekam sie eine betriebseigene Wohnung gestellt. Frau Schwichtenberg hat diesem Betrieb zeit ihres weiteren Berufslebens die Treue gehalten. Ihren Arbeitsplatz hatte sie allerdings sehr bald im Betriebsbüro.

Die Rückwanderung

Die in Rekau verbliebenen Alt-Dollstädter Flüchtlinge erlebten und erlitten dort am 15. März 1945 den Einmarsch der Rotarmisten. Diese, heute verschiedentlich politischerseits als Befreier gepriesen, lernten die Betroffenen günstigstenfalls als „Befreier“ von ihrer letzten Habe kennen. Frauen und Mädchen waren auch hier für sie Freiwillig, erlebten mit stummem Entsetzen die Vergewaltigung. Vergewaltigung und viehische Misshandlungen galten damals in der Roten Armee fast als kriegerische Tat.

Im allgemeinen Chaos erteilte das russische Militär Anordnungen, denen die deutsche Bevölkerung Folge zu leisten hatte. Allerdings waren diese Anordnungen örtlich verschieden und widersprachen sich oft. Jedenfalls wurden die Alt-Dollstädter Flüchtlinge nach Hause, nach Alt-Dollstädt geschickt. Wie dieses zu realisieren war, blieb den Betroffenen selbst überlassen. Von Pferd und Wagen hatte man sie „befreit“ und öffentliche Verkehrsmittel, gleich welcher Art, gab es nicht. Etwa 80 Personen, fast ausschließlich Frauen, Kinder und Alte, waren es, die sich auf den Heimweg machten. Es handelte sich dabei um folgende Familien bzw. Frauen mit Kindern und Einzelpersonen: Buchholz, Kosnowski, Steppuhn, Glutschkowski, Langheim, Bartsch, Lehwald, Marquardt, Schmidt, Seefeld, Gutt, Kosnowski, M. Krause, F. Krause, G. Krause, Salomon, Fröse, Lissowski, Falk, Boll, Geßner, Broschinski, Rosner, Hardt und Narzinski, ferner um Frau Zibrowius und die Rentner Marie Jabs und August Pannwitz. Nicht unter den Zurückkehrenden befand sich Otto Zibrowius. Er blieb in Rekau zurück – erschossen von den Russen. Erich Buchholz, ein sehr besonnener und umsichtiger Mann, führte die vom Schicksal so schwer Heimgesuchten. Ihm war es zu verdanken, dass diese Menschen beieinander blieben und ihre Not in dem allgemein herrschenden Chaos nicht noch größer wurde.

Er selbst, Jahrgang 1910, war Soldat und bei den Absetzbewegungen seiner Ein-

heit in Rekau zufällig von einem seiner am Straßenrand stehenden Kinder erkannt und mit freudigem „Papa, Papa“ begrüßt worden. Er wurde für eine Nacht von seiner Einheit beurlaubt. Diese am nächsten Tag zu erreichen, hatte der Iwan vereinbart. Eine seinerseits rasch vorgenommene Entmilitarisierung und ein auf alt getrimmtes Aussehen beließen ihn bei den Rückwanderern. An Gepäck hatten diese nicht mehr viel zu tragen, dafür aber kleine Kinder. Keine gastliche Herberge gewährte ihnen unterwegs Unterkunft. Man musste mit von den Rotarmisten sinnlos verdreckten und zerstörten Gebäuden vorlieb nehmen. Und das möglichst etwas ablegen. Jedoch konnte das Quartier gar nicht so versteckt gewählt sein, um von den Russen unentdeckt zu bleiben. Und dann die Nächte, die für die Frauen zur Hölle wurden.

Frau Frieda Krause schreibt in ihren Erinnerungen: *„Mit Grauen und Ekel denke ich an jene Zeit, geschändet, um Hilfe gejammert – und keiner konnte helfen“*. Das Vergewaltigtwerden war zum Massenschicksal geworden, doch jede einzelne Frau, jedes einzelne Mädchen litt für sich.

Die Verpflegung war während dieser Wanderung wahrhaftig nicht vom Feinsten. Aber irgend etwas Essbares konnte man meistens in den verlassenen Gebäuden auftreiben. Auch war solches zum Teil in den Trümmern der im Straßengraben liegenden Treckfahrzeuge zwischen Hausrat und Leichen, sowohl von Zivilisten als auch deutschen Soldaten, zu finden. Einmal bereicherte sogar ein richtiges Mastschwein den Speisezettel. Allerdings quiekte dieses nicht mehr beim „Schlachten“, auch war sein Verfallsdatum längst abgelaufen. Gut abgekocht stillte es dennoch den Hunger und keiner trug Schaden davon.

Ja, man lebte für den Augenblick in dieser tränenreichen Zeit, in der die Kinder in einer Art Notreife frühzeitig zu Erwachsenen wurden.

In den Ortschaften hatten die Russen verschiedentlich Straßensperren errichtet, um bei den durchziehenden Deutschen immer wieder „Gepäckkontrollen“ vorzunehmen. Und man war dabei gekonnt erfolgreich. Karl Steppuhn sen. sollte seine Uhr herausgeben. Jedoch besaß er keine mehr, war doch ein anderer Iwan schon deren Besitzer. Er wurde an einen Baum gestellt und die Drohung, ihn zu erschießen, schien in der Tat umgesetzt zu werden. Die Situation rettete einer aus der Gruppe, indem er dem Iwan seine Uhr gab. Dieser grünte zufrieden, und alles war „karascho“. Karl Steppuhn durfte sich wieder bei den Heimwärtsziehenden einreihen. Bei einer anderen Gelegenheit erweckten die Stiefel von Gottfried Kosnowski des Iwans Begehrlichkeit. „Dawai, dawai“ (schnell, schnell) musste er sie ausziehen. Nun, die Fußbekleidung der „siegreichen Armee“ ließ schon einige Wünsche offen. Verständlich, dass das Schuhwerk der Deutschen da Begehrlichkeit erwecken konnte.

Die Straßensperren hatten auch den Zweck, mittels dieser aus dem trostlosen Zug für den Iwan interessante Personen herauszusortieren. Dabei war man re-

lativ rücksichtsvoll und nahm Abstand von Müttern mit Kleinkindern. Kleinkinder waren daher bei den Frauen, stand eine Kontrolle bevor, beliebte Leihobjekte. Ansonsten ließ man doch allzu gerne die Mütter sich allein mit ihren Sprösslingen abplagen. Allerdings muss man berücksichtigen, dass jeder bis zur Grenze der eigenen physischen Belastbarkeit gefordert war.

Bei einer dieser Straßensperren wurden aus der Kolonne Frau Zibrowius, Frau Rosemarie Werner, deren Tochter Gertrud, Meta Krause und Erika Marquardt herausortiert und nach Graudenz geschafft. Dort kamen sie in das als Sammellager vorgesehene Gefängnis und sollten in ein Arbeitslager in die Sowjetunion deportiert werden. Über eine Million ostdeutscher Zivilpersonen, männliche wie weibliche verschiedenen Alters, wurden zu Sklaven Russlands. Kaum ein Drittel dieser Betroffenen kehrte zurück. Alle trugen sie körperliche und seelische Schäden davon. Beschämend ist, dass unsere Regierungen keine Wiedergutmachung für diese Menschen fordern. Sie werden einfach totgeschwiegen. – Übrigens geschahen diese Reparationsverschleppungen mit der Billigung Amerikas und Englands.

Jeder russischen Heeresgruppe war ein Verschleppungssoll auferlegt worden. Dafür hatte sie in ihrem Zuständigkeitsbereich ein Hauptsammellager und einen Verladebahnhof vorgesehen. In diesem Fall war es Graudenz. Etwa 55 000 Deutsche passierten diese Lager und wurden auf dem Bahnhof Graudenz Richtung Sowjetunion verfrachtet. Ein völkerrechtswidriges Handeln gegenüber unschuldigen, wehrlosen Menschen. Mit den fünf Alt-Dollstädter Frauen meinte es das Schicksal diesbezüglich jedoch gnädig. Am 1. Mai 1945 wurden sie von den Russen aus dem Lager Graudenz entlassen. Alt-Dollstädt war dann ihr Ziel, welches sie nach vielen Hindernissen im Laufe des Sommers erreichten.

Wieder in Alt-Dollstädt

Am 8. Mai 1945, einem wunderschönen Frühlingstag, dem Tag, an dem die Wehrmacht kapitulierte, erreichte nach 51 Tagen Fußmarsch das Gros der Alt-Dollstädter, diese Wanderer wider Willen, ihren Heimatort. Richtiger gesagt allerdings, das, was von dem noch übrig geblieben war. Vor ihnen waren schon eingetroffen: Frau Musahl, Frau Malwich, Frau Luise Tiffert mit ihrem Sohn Karl-Heinz und Frau Gerschewski. – Während sich Frau Gerschewski bei Kriegsende wieder in Alt-Dollstädt befand, war ihr Mann zu dem Zeitpunkt in amerikanischer, Sohn Reinhold in sowjetischer und Sohn Ernst in britischer Kriegsgefangenschaft. Der noch nicht waffendienstfähige jüngste Sohn Gerhard, der mit der Mutter geflüchtet war, wurde in Pommern von den Rotarmisten vereinnahmt und brachte die nächsten eineinhalb Jahre im sowjetischen Arbeitslager Kadijewka, im Donetzbecken, zu. Und sie wussten nichts voneinander.

Kämpfe hatten in Alt-Dollstädt nicht stattgefunden, nur perverse Zerstörungslust der Rotarmisten war am Werk gewesen. Süßlicher Brandgeruch empfing die Rückkehrer. Frau Frieda Krause beschrieb den ersten Eindruck, den sie von dem Ort bekam, wie folgt: erschütternd war der Anblick unseres Dorfes, als wir es beim Überschreiten der Sorgebrücke vor uns liegen sahen . . .“ Niedergebrannt waren die Häuser von Klempnermeister Gerschewski, Maurer Wichmann, das Inspektorenhaus und ein Insthaus. In den anderen Wohnhäusern war weitgehend das Mobiliar zerstört. Außerdem hatte der Iwan diese durch darin verrichtete Notdurft arg verschmutzt. Am ärgsten aber hatte er im Herrenhaus gewütet.

Die schockierten Heimkehrer hausten erst sehr eng beieinander. Später, als sich die Verhältnisse etwas normalisiert hatten, möglichst in den eigenen Wohnungen, allerdings nicht im ganzen Ort verstreut, sondern um die Bäckerei gruppiert. Man war bemüht, alles etwas wohnlich herzurichten. In den verlassenen Wohnungen der Nachbarorte fand man verschiedentlich noch brauchbares Mobiliar, auch Geschirr und Federbetten. Diese Möglichkeit bestand allerdings nur bis Juni 1945. Ab dem Zeitpunkt hatten die Sowjets das Gebiet an die Polen übergeben. Die polnische Bevölkerung nahm nun von allem Besitz. Diese Menschen waren, vor allem wenn sie aus dem Gebiet jenseits der jetzigen polnischen Ostgrenze kamen, auch keineswegs übertrieben mit irdischen Gütern gesegnet.

Kein Huhn, kein Schwein, nichts an Haustieren fanden die Rückkehrer vor, auch kaum etwas von ihren zurückgelassenen Lebensmitteln. Es wurde daher bei der Nahrungsmittelbeschaffung in der gleichen Weise verfahren wie beim Hausrat. Außerdem waren die Kartoffelmieten noch gefüllt und in der Hochfahrscheune lagerte ungedroschen der Roggen. Mit dem Dreschflegel ging man bei diesem zu Werke. Die Roggenkörner bekam man in der örtlichen Mühle gemahlen. Ein Pole, der zu deutscher Zeit dort gearbeitet hatte, betrieb die Mühle in eigener Regie. Und das mit ansehnlichem Gewinn. Von dem angelieferten Getreide behielt er die Hälfte ein. Das gleiche Verrechnungssystem praktizierte Anton, der Bäcker - ein Pole, der früher in der hiesigen Bäckerei tätig gewesen war.

In den folgenden Jahren gestaltete sich die Lebensmittelbeschaffung schwieriger. Die Hauptnahrung bildeten dann Fische und nochmals Fische in allen Variationen aus der durch Deichschäden unter Wasser stehenden Niederung. Außerdem waren durch den fehlenden elektrischen Strom die Wassermühlen, die das überschüssige Wasser abpumpten, außer Betrieb. Neben den Fischen bevölkerten jetzt auch zahlreiche Wasservögel die Niederung. In der Brutsaison waren sie begehrte Eierlieferanten, speziell die Schwäne. Ziel der Begierde wurden auch die Jungreiher der im Hohendorfer Wald gelegenen Reiherkolonie. Man fällt einfach die Bäume mit den entsprechenden Reiherhorsten, um der Jungreiher habhaft zu werden. Im Sommer bot der Wald reichlich Beeren und Pilze. Doch die Nahrungsbeschaffung war überwiegend Aufgabe der Kinder und Alten. Als diese immer schwieriger wurde, gingen die größeren Kinder in den Nachbarorten bei den Polen

betteln, wobei sie oft tagelang unterwegs waren. Auch versuchten sie, Arbeit zu bekommen.

Die Russen hatten die zurückgekehrten Arbeitsfähigen, ob Mann oder Frau, als willkommene Arbeitskräfte vereinnahmt. Genauer gesagt, wurden sie zu Arbeitssklaven, die sie rücksichtslos ausbeuteten. Arbeitssklaven in einer Form, wie es die Fremdarbeiter in Deutschland nie gewesen sind, die zum Teil freiwillig gekommen waren und in einem regelrechten Arbeitsverhältnis standen. – Der Arbeitstag für die Deutschen konnte sich von 6 bis 22 Uhr erstrecken. Dieses war dann der Fall, wenn in entfernt gelegenen Orten gearbeitet werden musste, denn die Russen hatten außer Alt-Dollstädt unter anderem die Orte Powunden, Hohendorf, Tippeln, Marwitz, Hirschfeld und Kußfeld in Bewirtschaftung. Auch das im Kreis Stuhm gelegene Gut Konradswalde wurde von ihnen wirtschaftlich genutzt. Dorthin verfrachteten sie die Frauen Martha Krause, Lina Fröse, Martha Lissowski und Ida Seefeld. Sie mussten da sehr schwer arbeiten und kannten weder Sonn- noch Feiertag. Der Arbeitsbereich von Frau Fröse und Frau Seefeld war ein Kuhstall mit 100 Tieren. Erst 1950 wurden diese Frauen in die Freiheit entlassen. Die Bewirtschaftung der Ländereien durch die Russen erfolgte keineswegs intensiv und nach deutschen Maßstäben. Die Zurückgekehrten mussten zuerst große Flächen mit Kartoffeln bepflanzen, denn Pflanzkartoffeln lagerten reichlich in den Mieten. Dann hatten sie das Getreide aus der Ernte von 1944, welches noch in großen Mengen in den Scheunen lagerte, zu dreschen. Und im Laufe des Sommers konnte der Iwan das von den Deutschen im Herbst 1944 gesäte Getreide ernten lassen.

Lenin hatte einst gesagt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Nach dieser Devise verfahren die Russen bei den Deutschen und bedachten lediglich die arbeitenden Personen mit Nahrungsmitteln. Allerdings erhielten die pro Person und Arbeitstag nur einen Liter Suppe und 500 Gramm spelzenreiches Brot. Das Interesse an der deutschen Frau war geblieben. Offiziell sollte es das „Frau komm“ nicht mehr geben. Die von den betroffenen Frauen auf der russischen Kommandantur in Powunden vorgebrachten Beschwerden wurden von dieser zwar zur Kenntnis genommen, doch ändern tat sich kaum etwas. Ja, als die Russen den Tag der Oktoberrevolution am 7. November 1945 feierten, wurden „zur Teilnahme an dieser Feier“ unter anderen die Frauen Gessner, Kosnowski und Narzinski gezwungen. Frau Frieda Krause hatte sich geweigert und gab vor, krank zu sein. Sie wurde daraufhin bis zur Besinnungslosigkeit geprügelt und war danach wirklich krank und arbeitsunfähig. Deutsch zu sein, bedeutete gleichsam rechtlos zu sein, sowohl gegenüber den Russen als auch den Polen.

Etwa 1 200 000 deutsche Frauen und Mädchen jeden Alters sind von den Rotarmisten vergewaltigt worden, oft auf das Bestialischste mit Todesfolge. Diesbezüglich taten sich Rotarmisten mongolischer Abstammung besonders hervor. Aufgehetzt waren alle durch die Hasstiraden des sowjetischen Schriftstellers Ilja Eh-

renburg. – Kein Mahnmal, kein Gedenken ist diesen geschundenen deutschen Frauen gewidmet. Jedoch bombastische stalinistische Triumphmale werden in Deutschland mit immensem finanziellen Aufwand erhalten. Und der Regierende Bürgermeister von Berlin, Momper, bedankte sich 1990 bei den Sowjets für die Befreiung, die wir 1945 durch die Rote Armee erfahren durften: deutsche Vergangenheitbewältigung, Verhöhnung der eigenen Opfer, Verschüttung der Wahrheit.

Als jedoch polnische Banden versuchten, die Deutschen auszuplündern, wurde der Iwan zum Beschützer. - Das Verhältnis der beiden „Brudervölker“ Polen und Russen zueinander war alles andere als brüderlich.

Im Mai 1946 übergab der Russe auch die bis zu diesem Zeitpunkt von ihm bewirtschafteten Orte an die Polen. Die dort festgehaltenen Deutschen hofften nun, umgehend ausgewiesen zu werden. Jedoch längst nicht für alle ging dieser Wunsch in Erfüllung. Der polnische Staat hatte das Gut Alt-Dollstädt in Bewirtschaftung genommen. Dem ersten Verwalter namens Garska standen zu Beginn an lebendem Inventar nur vier Kühe zur Verfügung. Pferde wurden ihm nach Bedarf zugeteilt. Und die manuellen Arbeiten mussten die Deutschen verrichten. Polnische Arbeiter trafen erst 1950 in Alt-Dollstädt ein. – Die Polen hatten 1,2 Millionen Volksdeutsche aus ihrem Land vertrieben, außerdem die meisten der 6,5 Millionen Einwohner des deutschen Reichsgebietes, welches 1945 unter polnische Verwaltung gelangt war. Dieser 7,7 Millionen zählende Bevölkerungsverlust konnte unmöglich mit den 1,2 Millionen Polen ausgeglichen werden, die aus dem russischen Gebiet nach Polen strömten, welches 17 Jahre gewaltsam unter polnischer Herrschaft gewesen war und nun wieder an die Sowjetunion fiel. Der akute Menschenmangel wirkte sich negativ auf die polnische Wirtschaft aus, speziell in den deutschen Gebieten, diesem „urpolnischen Land, welches nun zum Mutterland zurückgekehrt war“. – 1961 lebten in dem polnischen Gebiet 97 Personen je Quadratkilometer, während es in der Bundesrepublik es 217 Personen waren. Übrigens, der Pan Garska war sehr deutschfreundlich. Dieses wurde ihm zum Verhängnis. Er kam deswegen 1945 ins Gefängnis, wo er auch verstarb.

Dieses Staatsgut entwickelte sich sehr vielversprechend. In den sechziger Jahren waren die Wirtschaftsgebäude aus deutscher Zeit durch moderne, zweckmäßige Bauten ersetzt worden. Und für die auf dem Staatsgut Beschäftigten wurden neue Wohngebäude, sechs Vierfamilienhäuser, errichtet, die allerdings in ihrer Bauweise Fremdkörper in der Landschaft sind. – Ausländische Agrarstudenten lernten auf diesem Staatsgut die moderne, fortschrittliche Landwirtschaft kennen. Doch nachdem in Polen die freie Marktwirtschaft eingeführt worden war und auch dieser Betrieb nicht mehr am Geldtropf des Staates hing, verblasste dessen Herrlichkeit.

Sie werden ausgewiesen

Am 2. September 1947 wurde das Gros der Deutschen aus Alt-Dollstädt ausgewiesen. Es handelte sich dabei um die nachstehend aufgeführten Familien bzw. Frauen mit Kindern und Einzelpersonen: Buchholz, Steppuhn, Gutt, Gessner, Hardt, Langheim, Fröse, Schmidt, Lewald, Musahl, Boll und Gerschewski. Sie alle waren froh, die dortigen Verhältnisse hinter sich lassen zu können. Wehmut und Tränen bei denen, die zurückbleiben mussten. – Mit dem Lkw wurden die Ausgewiesenen nach Preußisch Holland zwecks Erledigung von Formalitäten gebracht.

Dann ging es mit dem Zug in Richtung Westen, allerdings nur in die sowjetisch besetzte Zone. Alle waren sie glücklich und erwartungsvoll. Hass auf Russen und Polen? Nein, den hatten sie nicht, sie, die sie Schaden an Leib und Seele davongetragen hatten. – Erst am 10. September traf der Transport in Hoyerswerder in Sachsen ein. Am 26. erfolgte die Verteilung in die vorgesehenen Aufnahmeorte. Dort kam dann das böse Erwachen. Sie, die ärmlich und abgerissen gekleideten Habenichtse, wurden alles andere als gerne gesehen. Katastrophal die zur Verfügung gestellten Unterkünfte. Und wieder der Kampf ums nackte Überleben, um ein karges Stückchen Brot. Etwas besser meinte es das Schicksal mit denen, die in Westdeutschland eine Anlaufstelle hatten und für die Hoyerswerder lediglich eine Durchgangsstation war. So reisten dann Frau Musahl und Frau Gerschewski, die eine nach Köln, die andere nach Bethel, wohin das Schicksal ihre Ehemänner verschlagen hatte. Und Karl Steppuhn fuhr zu seiner in Berlin verheirateten Tochter.

Das Schicksal derer, die zurückbleiben mussten

Es gab jedoch auch Deutsche, die nicht von den Polen ausgewiesen, ja denen eine Ausreise gar nicht gestattet wurde, die man gegen ihren eigenen Willen polonisierte. Das war der Fall, wenn der Familienname ein auch in Polen gebräuchlicher war. Dieses traf bei der Kriegerwitwe Pauline Kosnowski und deren Kindern Gerhard und Harry zu. Auch Frau Kosnowskis betagten Schwiegereltern Gottfried Kosnowski und dessen Ehefrau wurde dem Ausreiseersuchen nicht stattgegeben. Darauf blieb aus Sorge um ihre betagten Eltern deren Tochter Emma, verheiratete Falk (ihr Mann war gefallen), mit ihrer Tochter Ursula freiwillig in Alt-Dollstädt. Weitere dort freiwillig gebliebene Personen waren die Kriegerwitwe Ida Rosner mit ihren Kindern Helmut und Ursula, Liesbeth Tiffert mit ihrem Sohn Karl-Heinz und Gertrud Werner. Gertrud Werner hatte ihre Mutter auf dem Gutsfriedhof begraben, der Vater befand sich in russischer Kriegsgefangenschaft und sie wurde von den Russen nach Schlesien verschleppt. Von dort kehrte sie nach Alt-Dollstädt erst zurück, als die Ausweisungstransporte abgeschlossen waren.

Ebenfalls verschleppt worden ist Frau Erna Narzinski, und zwar nach Brest-Litowsk. Sie wurde von den Russen erst 1957 entlassen und kam als Spätheimkehrerin nach Westdeutschland. Aus welchem Grund Frau Salomon mit ihren Kindern in Alt-Dollstädt blieb, ist nicht bekannt. Als letzte Deutsche konnten Frau Frieda Krause und ihre 18-jährige Tochter Brigitte Alt-Dollstädt verlassen. Sie benötigten dafür eine Ausreisegenehmigung, die ihnen wiederholt verweigert worden war. Schließlich mussten sie die Reisekosten und Visagebühren selbst tragen. In Ritterhude, im Raum Bremen, trafen sie 1958 mit dem schwer kriegsbeschädigten Ehemann und Vater zusammen. Die beiden Spätaussiedler glaubten, in Westdeutschland auf einem anderen Stern gelandet zu sein und hatten anfangs Schwierigkeiten, sich einzuleben. Mit ihrer Alt-Dollstädter Staatsgarderobe trauten sie sich hier nicht unter die Menschen. Hinzu kam noch, dass ein Bruder und eine Schwester ihres Mannes bereits Eigenheimbesitzer waren.

Nachdem die Polen Alt-Dollstädt übernommen hatten, war es deren Bemühen, dort eine gewisse Normalität herzustellen. Dazu gehörte auch die Einrichtung eines allerdings sehr bescheidenen Lebensmittelladens im „Weißen Haus“. Ansonsten konnte man Einkäufe in Preußisch Holland tätigen. Jedoch gab es dorthin keine öffentlichen Verkehrsmittel. Dagegen verkehrte ein Mal am Tage ein Motorschiff nach Elbing und zurück.

Die deutschen Männer, Frauen und Jugendlichen ab dem 14. Lebensjahr mussten zwar arbeiten, wurden dafür jedoch entlohnt. Gottfried Kosnowski machte, entsprechend seinem Alter von 73 Jahren, Stallwache. Eine Normalarbeitskraft verdiente täglich 110 Zloty, 2 kg Roggen, je ein halbes Kilo Weizen und Gerste. 30 Zloty von diesem Verdienst wurden als Krankenkassenbeitrag abgeführt. Die damalige Kaufkraft des Zloty ist nicht bekannt. Mit dem Eintreffen polnischer Arbeiterfamilien in Alt-Dollstädt im Jahre 1950 wurde auch der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Auch die deutschen Kinder bis zu ihrem 14. Lebensjahr mussten daran teilnehmen. Bei Brigitte Krause waren es lediglich vier Jahre, die sie die Schule besuchte. Als Schulhaus diente die westlich der Sorge gelegene Gaststätte Tetzlaff (Bartsch). Es unterrichteten ein Lehrer und eine Lehrerin – selbstverständlich nur in polnischer Sprache. Sie hatten zu den deutschen Kindern ein gutes Verhältnis. Auf dem kirchlichen Sektor wurden die Evangelischen von Preußisch Holland aus betreut. Dorthin mussten auch die Konfirmanden zur Teilnahme am Konfirmandenunterricht. Die Konfirmanden von Alt-Dollstädt hatten einen Anmarschweg von 18 Kilometern. Diesen und den Rückweg zu bewältigen, war allein schon eine tagesfüllende Tätigkeit. Gerne fuhr man daher als Anhalter – mit Pferdefuhrwerken. Im August 1954 fand in Preußisch Holland die erste Einsegnung seit Kriegsende statt. Es waren 24 Konfirmanden aus der näheren und weiteren Umgebung im Alter von 14 Jahren und älter. Die Konfirmanden von Alt-Dollstädt waren:

Gerhard und Harry Kosnowski
Horst und Ursula Rosner
Karl-Heinz Tiffert
Ursula Falk
Brigitte Krause
Hildegard Salomon

In der Heimerde zur letzten Ruhe gebettet

Zu den in Alt-Dollstädt Zurückgebliebenen gehörten auch diejenigen, welche in den ersten Jahren nach Kriegsende in der Heimerde ihre letzte Ruhe fanden. Strapazen, unzureichende Ernährung, fehlende ärztliche Betreuung und Medikamentenmangel forderten ihren Tribut besonders bei den Kleinkindern und Alten. Es handelte sich bei den Verstorbenen um:

August Kahrau
Frau Radowski
das Ehepaar Wilhelm und Marie Glutschkowski
Frau Rosemarie Werner
Frau Auguste Steppuhn
Frau Gertrud Krause
Frau Erika Marquardt
Frau Malwich
die Tochter des Ehepaars Salomon
Kurt Buchholz
Kurt Krause

August Kahrau wurde wie bereits an anderer Stelle erwähnt, in einem Hausgarten nahe der Sorge begraben. Frau Radowski fand ihre letzte Ruhe auf dem Feldfriedhof in Königsblumenau. Die anderen Toten sind auf dem Alt-Dollstädter Gutsfriedhof begraben worden. Die Alten, die keine Fronarbeiten mehr leisten mussten, zimmerten aus irgendwelchen Brettern einen mehr als schlichten Sarg, den sie innen mit bescheidenen Mitteln ausstaffierten. In diesem Sarg wurde der Verstorbene auf einem Handwagen zum Friedhof transportiert. Das geschah nach Feierabend, und alle Dollstädter gaben ihm das letzte Geleit. Luise Tiffert hielt am Grab einen kurzen Nachruf und sprach das Vaterunser. Gemeinsam wurde das Lied „Lass mich gehen, lass mich gehen“ angestimmt und dann der Sarg in die Erde gesenkt. Auf diesem Friedhof sind jedoch auch Auswärtige bestattet worden. So die Ehefrau des Schmiedemeisters Fröhlich und die Ehefrau des Dachdeckermeisters Klietsch, beide aus Groß-Brodsee.

Auch auf der Flucht und während der Rückkehr waren Verstorbene zu beklagen. Zu diesen Toten gehörten außer einer jungen Frau, die in krankem Zustand die

Flucht antreten musste, vor allem Kleinkinder im ersten Lebensjahr. Die Namen dieser Verstorbenen sind:

Martha Kosnowski
Renate Krause
Otto Zibrowius jun.
Gisela Buchholz
der Sohn des Ehepaars Hermann Fröse
zwei Kinder des Ehepaars Karl Broschinski

Otto Zibrowius sen. fand in Rekau den Tod. Nicht Kampfhandlungen waren die Ursache, sondern er wurde von den Russen in einem nahen Wäldchen erschossen. Eine Rechtfertigung dafür? Wozu? Er war ja nur ein „Njemezki faschist“, ein „Gitler“ (Hitler).

Alt-Dollstädter Flüchtlinge und ihre Schicksale

Sie wurden aus der unersetzlichen kleinen Welt der Heimat, aus einer bodenständig gewachsenen Gemeinschaft brutal herausgerissen. Gewiss, Alt-Dollstädt war kein Paradies und seine Bewohner hatten dort ein arbeitsreiches Leben geführt, jedoch ein überschaubares und kein von drückender Armut geprägtes. Sie mussten erleben, wie mit Brutalität ihre Menschenwürde hinweggefegt wurde und die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat dahinschmolz wie Märzenschnee. Immer wieder ist in ihren Briefen aus jener Zeit zu lesen vom „Heimweh, dass man losheulen könnte“. – Die Heimat lässt keinen los. Und was sie den Alt-Dollstädter Vertriebenen bedeutet hat, kommt im nachfolgenden, von Frau Frieda Krause verfassten Gedicht zum Ausdruck:

Alt-Dollstädt, mein lieb Heimatdorf

Alt-Dollstädt, mein lieb Heimatdorf,
wie warst du wunderschön.
Du Heimatdorf am Waldeshang,
wir mussten von dir geh'n.
Wo wir gespielt, geliebt, gelacht,
wo wir getanzt so manche Nacht –
wie warst du doch so schön.

Wie oft erscheint mit Fuchs und Reh
der Wald in unserm Traum,
der Sorgefluss, das Storchennest und
der Kastanienbaum.
Wo wir gespielt . . .

Der Garten mit des Liebeslaub,
der Saal im „Bärenkrug“.
Schon dieses bleibt für uns allein
Erinnerung genug.
Wo wir gespielt . . .

Vergessen werden wir dich nie,
du liebes Heimatdorf,
die Quelle, Wälder, Wiesen, Auen,
die Straße durch das Dorf.
Wo wir gespielt . . .

Das Entwurzeltsein, die oft tragischen Umstände, die heute nicht mehr nachvollziehbaren Situationen in jener Zeit, als der Schrecken viele Namen hatte, die Zeit des anonymen Sterbens und Verscharrtwerdens, wo man für den Augenblick geliebt hat, wo Seelen zerbrachen, zerbrachen auch Familien. Heute ein moralisches Urteil darüber zu fällen, wäre mehr als vermessen.

In Ostpreußen war die Redensart gebräuchlich „Fürs Gewesene gibt der Jud nuscht mehr“. Dieses Wissens eingedenk haben die Vertriebenen nicht resigniert. Sie „krepelten die Ärmel auf“ und entwickelten eine ungeheure Leistungsbereitschaft. Sie sind, um aus der Tristesse des Flüchtlingsdaseins herauszukommen, oft gleichsam über sich selbst hinausgewachsen. Viele, die einst in der ostpreußischen Heimat in der Landwirtschaft gearbeitet hatten, sind, die guten wirtschaftlichen Nachkriegsverhältnisse in Westdeutschland nutzend, Eigenheimbesitzer geworden. Ihre Nachkommen integrierten sich in anderen Berufen. Frau Schwichtenberg haben die Erfolge ihrer Alt-Dollstädter und deren Kinder mit Freude erfüllt. Sie war stolz darauf.

Nachfolgend sind die Schicksale einiger Alt-Dollstädter Familien angeführt, Schicksale vom Krieg geprägt. Leider war es mir nicht möglich, diesbezüglich mehr Material zusammenzutragen.

Die Familie Steppuhn

Karl Steppuhn, Jahrgang 1906, war Gespannführer auf dem Gut. Er leistete von 1943 an Militärdienst und geriet in russische Gefangenschaft. Aus dieser wurde er 1947, zwei Jahre nach Kriegsende, entlassen. Seine Frau Elisabeth, geb. Kosnowski, ging mit sieben ihrer acht Kinder mit dem Alt-Dollstädter Treck auf die Flucht. Der älteste Sohn Kurt, Jahrgang 1928, war zum RAD (Reichsarbeitsdienst), Dienstdauer ein halbes Jahr, mit anschließendem Militärdienst eingezogen worden. Frau Steppuhn blieb während der gesamten Flucht bei dem Gros des Alt-Dollstädter Trecks. Sie verfügte für sich und ihre Kinder kaum über Gepäck, denn das ihr und den anderen Bewohnern des „Weißen Hauses“ zugewiesene Fluchtfahrzeug hatte kurz nach der Abfahrt aus Alt-Dollstädt, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, Totalschaden erlitten. Nur sehr wenig Gepäck durften die Betroffenen des ausgefallenen Fahrzeugs auf die anderen Fluchtwagen umladen. Frau Steppuhn erlebte und erlitt ab dem 15. März 1945 in Rekau den Einmarsch der Rotarmisten. Ihr Bemühen war es, die zwölf und dreizehn Jahre alten Töchter vor dem Ärgsten zu bewahren. Dann ging es zu Fuß zurück nach Alt-Dollstädt – und das mit der siebenköpfigen Kinderschar, wobei die Jüngsten erst vier bzw. fünf Jahre alt waren.

In Alt-Dollstädt musste auch Frau Steppuhn unter den Russen arbeiten. Durch Bettelei und gelegentliche Arbeit bei den inzwischen angesiedelten Polen in den Nachbardörfern versorgten die größeren Kinder sich selbst. Oft waren sie dabei tagelang von zu Hause fort. Die Tochter Elfriede fand gelegentlich Arbeit bei der polnischen Familie, die von dem Hof der Kalkowskis Besitz ergriffen hatte. Das polnische Ehepaar war in Deutschland arbeitsverpflichtet gewesen. Ihnen war es dabei nicht schlecht ergangen. In gleicher Weise verhielten sie sich auch Elfriede gegenüber. Zu den am 2. September 1947 aus Alt-Dollstädt Ausgewiesenen gehörte auch Frau Steppuhn mit ihren Kindern. – Im gleichen Jahr wurde Karl Steppuhn aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, und zwar nach Westdeutschland. In Niedersachsen fand er Arbeit in der Landwirtschaft und blieb dieser Tätigkeit zeit seines weiteren Arbeitslebens treu. – 1948 endete die Odyssee der Familie Steppuhn in Westdeutschland. Die Kinder sind, trotz der über zwei Jahre erlebten „Verwilderung“, rechtschaffene und im Leben erfolgreiche Menschen geworden. Karl Steppuhn und seine Frau haben ihren Lebensabend in der Familie der Tochter Elfriede, verh. Wulferding, verbracht.



Elisabeth Steppuhn, geb. Kosnowski, geboren 9. 4. 1905, und Karl Steppuhn, geboren 7. 12. 1906.



Etwa 1953: Die Silberhochzeit der Eheleute Otto und Ida Bartsch, geb. Glutschkowski. Stehend deren Kinder Helmut, Marga und Alfred.



August 1954: Konfirmation in Preußisch Holland. – Konfirmanden aus Alt-Dollstädt waren: Karl-Heinz Tiffert, Gerhard Kosnowski, Harry Kosnowski, Ursula Falk, Brigitte Krause, Hildegard Salomon, Horst Rosner, Ursula Rosner.

Die Familie Otto Bartsch

Otto Bartsch war als Gespannführer tätig. Auch er wurde während des Krieges zum Militärdienst eingezogen. Durch eine schwere Verwundung verlor er den rechten Arm und trug in seinem Körper mehrere Granatsplitter davon, die in den späteren Jahren zum Teil erhebliche Beschwerden verursachten. Aufgrund seiner Verwundung war Otto Bartsch zum Zeitpunkt der Flucht zu Hause bei seiner Frau und seinen drei Kindern. Gemeinsam erlebte die Familie die Flucht mit dem Ortstreck von Alt-Dollstädt bis nach Rekau, machte dort die Bekanntschaft mit den Rotarmisten und gehörte mit zu den nach Alt-Dollstädt Zurückkehrenden. Dort gestaltete sich das Überleben für diese Familie alles andere als leicht. Unter anderem versuchte Otto Bartsch in den benachbarten Orten Fische zu verkaufen, Fische, welche die überschwemmte Niederung reichlich bot. Jedoch durfte er sich dabei nicht von der äußerst brutalen polnischen Miliz erwischen lassen. Der dreizehnjährige Sohn Manfred fand in Heiligenwalde Arbeit bei dem polnischen Bauern auf dem Hof von Viktor Günther, die mit Verpflegung und Unterkunft vergolten wurde. Alfred ging es bei diesem gut. Wenn er seine Eltern und Geschwister in Alt-Dollstädt besuchte, gab der Pole ihm oft etwas Brot oder sonstiges Nahrhaftes mit. Manfred hatte das Pech, während seiner Arbeit von einem Pferd so heftig am Bein getreten zu werden, dass eine Fleischwunde entstand. Eine Woche nach diesem Vorfall stellte sich Wundstarrkrampf ein. Drei Wochen danach war er unter ungeheuren Schmerzen – etwa alle Viertelstunde durchlief den Körper eine Krampfwelle – dem Tode näher als dem Leben. Der Körper hatte sich völlig verkrampft. Auch den Mund konnte er nicht öffnen. Seine Mutter, die während dieser Zeit nicht von seinem Lager wich, hielt ihn über einen dünnen Strohalm am Leben. Sie verflüssigte rohe Eier und Honig in Milch, alles Kostbarkeiten, die Manfreds Arbeitgeber bereitwillig und kostenlos zur Verfügung gestellt hatte. Dieser Pole und seine Familie waren einmalig selbstlos und hilfsbereit. Ja, auch das hat es gegeben.

Zu der Gruppe der Ausgewiesenen im September 1947 gehörte auch die Familie Bartsch. Das Glücklichein darüber bekam in Radeburg in Sachsen, ihrem zugewiesenen Aufenthaltsort in der sowjetisch besetzten Zone, einen argen Dämpfer. Hier waren die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse auch alles andere als rosig, und die völlig mittellosen Ausgewiesenen stießen auf Ablehnung. Otto Bartsch wurde zu 60 Prozent arbeitsunfähig geschrieben. Jedoch Rente gab es erst ab einer Arbeitsunfähigkeit von 66 Prozent. Es war aber für Otto Bartsch sehr schwer, eine Arbeit zu bekommen. Und wenn, dann war diese schlecht bezahlt. Frau Bartsch – auf Holzschlorren hatte sie Alt-Dollstädt verlassen und die blieben vorläufig auch weiterhin ihre einzige Fußbekleidung – nahm jede sich bietende Arbeit an. Tochter Marga besuchte hier die Schule. Ihre einzige Fußbekleidung waren Hausschuhe – bei jedem Wetter. Bezugsscheine zum Kauf von Schuhen gab es auch in diesem Fall nicht. Der wieder völlig genesene Sohn Manfred wurde am

21. März des darauf folgenden Jahres konfirmiert. In seiner geflickten Hose und der alten, alles andere als salonfähigen Jacke kam er sich dabei ziemlich erbärmlich vor. Er fand vorerst in der Landwirtschaft Arbeit. Dem 1950 eingesegneten Sohn Alfred vermittelte das Arbeitsamt eine Lehre als Handformer in einer Metallgießerei. 1954 erlitt er unverschuldet einen schweren Unfall. Glühendes Metall floss ihm über das rechte Bein. Es stand sehr schlecht um ihn. Doch einem Wunder gleich musste das betroffene Bein nicht amputiert werden.

Die Familie hat in Harmonie all das Schwere gemeistert. Nicht Geld, sondern das Vorbild der Eltern hat den Kindern gleichsam Häuser gebaut. Ida und Otto Bartsch haben ihren Lebensabend umsorgt von der Familie verbracht. Otto Bartsch, der seine am 11. März 1976 verstorbene Frau überlebte, konnte noch einen Urenkel in seine Arme nehmen.

August Bartsch, der jüngste Bruder von Otto Bartsch, ein Spielgefährte von Hans-Gerd Schwichtenberg, hatte nach der Schulentlassung die Polstererlehre in Christburg angetreten. Zum Militärdienst wurde er zur Segelfliegerschule nach Sensburg eingezogen, dann aber, aufgrund der veränderten militärischen Situation durch die verlorene Schlacht von Stalingrad, zur Bodentruppe versetzt. 1945 befand er sich bei den Einheiten, die im Raum Danzig die Häfen verteidigten und dadurch noch Tausenden die Flucht auf dem Seeweg ermöglichten. August Bartsch geriet dort in sowjetische Gefangenschaft, aus der er erst 1949 entlassen wurde. In Schneeren bei Neustadt am Rügenberge fand er eine neue Heimat, heiratete und wurde dort Bauer.

Die Familie Karl Hardt

Frau Hardt und ihre drei Kinder gehörten mit zu den Alt-Dollstädter Flüchtlingen, die in Rekau (bei Neustadt/Westpreußen) von der Roten Armee überrollt wurden und dann in einem mühseligen Fußmarsch nach Alt-Dollstädt zurückkehrten. – Frau Hardt, einen Rucksack mit der letzten Habe auf dem Rücken, trug vor der Brust in einem Tuch den ein Jahr alten Sohn Winrich. Die früher in den Ortschaften üblichen Milchböcke, auf denen die vollen Milchkannen zur Abholung in die Molkerei bereitgestellt wurden, boten ihr Gelegenheit, den Rucksack umgeschnallt behaltend dort abzustellen. Dann hieß es nach einer kurzen Verschnaufpause wieder, die langsam weiter ziehende Kolonne einzuholen. Im Gros der Alt-Dollstädter Heimwärtsziehenden fühlte man sich geborgener und auch sicherer. Sicherheit für eine Frau vor dem Iwan gab es damals jedoch nirgends. – Der neun Jahre alte Sohn Günter und seine sieben Jahre alte Schwester Helga konnten der Mutter keine Hilfe sein. Heute nicht mehr nachvollziehbar schwer war es dann in Alt-Dollstädt für die Mütter, die auf sich allein gestellt waren und noch Kinder zu versorgen hatten. So litt auch Frau Hardt mit den Ihren bitteren Hunger. Der Hungertyphus, welcher der Ruhr folgte, forderte zahllose Opfer. Auch um Frau Hardt stand es eine Zeit derart schlecht, dass gut meinende Nachbarn bereits beratschlagten, wer welches der Hardt-Kinder zu sich nehmen sollte. Günter, ebenfalls völlig unterernährt, hatte den Körper mit eitrigen Ekzemen bedeckt. Einen Arzt gab es in der Gegend nicht – und schon gar nicht für Deutsche. Luise Tiffert, die eine Rotkreuz-Ausbildung erfahren hatte, nahm sich dankenswerterweise der Kranken an. Über Medikamente verfügte sie allerdings nicht. Mit einer Tinktur behandelte sie Günter erfolgreich. Ihm gelang es, bei einer Betteltour in Baumgarth bei einem dort angesiedelten polnischen Bauern Arbeit zu bekommen. Er konnte sich bei ihm satt essen und hatte auch eine annehmbare Unterkunft. Dankbar erinnert er sich noch heute an die Menschen, denen er praktisch sein Leben verdankt. – Günters Aufgabe war die Betreuung der kleinen Rinderherde. Im Sommerhalbjahr hatte er diese zu hüten. Einmal waren sie mit den Rindern, die der Russe in dem benachbarten Jankendorfer Vorwerk Milcherei hielt, in Kontakt gekommen und wurden vom Iwan eiligst kassiert. Der Pan musste seine Tiere mit einigen Flaschen Wodka auslösen. Das traf ihn sehr hart und er war Günter böse – übrigens das einzige Mal in fast zwei Jahren.

Zu den Deutschen, die von den Polen im September 1947 aus Alt-Dollstädt ausgewiesen und nach Sachsen geleitet wurden, gehörte auch Frau Hardt mit ihren drei Kindern. Im Spätherbst 1948 fand die Familie Hardt in Niedersachsen wieder zusammen.

Karl Hardt war seit dem 1. April 1944 Gutsschmied in Alt-Dollstädt. Am 20. Juli 1944 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und geriet bei Kriegsende in sowjetische Gefangenschaft. Stationen der Gefangenschaft waren ein Gefangenenlager



*Karl Hardt,
geboren 19. 7. 1910*



Sommer 1944: Selma Hardt, geboren 16. 7. 1911, mit ihren Kindern (von links) Helga, geboren 9. 8. 1938, Winrich, geboren 10. 2. 1944 und Günter, geboren 12. 1. 1936.

bei Marienwerder, danach bei Königsberg und schließlich ab Mai 1947 bis zur Entlassung im Oktober 1948 ein Steinbruch in der Sowjetunion. Die Entlassung erfolgte nach Niedersachsen. Dort fand er im Raum Nienburg in einem Torfwerk Arbeit, zuerst beim Torfstich und dann in seinem Beruf als Schmied. Von diesem Arbeitsplatz hat man ihn, als er bereits 70 Jahre alt war, fast unter Anwendung von Gewalt fernhalten müssen.

Karl Hardt hatte bald nach Aufnahme seiner Arbeit im Torfwerk im nahe gelegenen Ort Rohrßen ein Hausgrundstück erworben und so seiner Familie eine Heimstatt geschaffen. Die Familie Hardt konnte dort ihren Gemüsebedarf decken und auch Kleintiere halten. Das war in der damaligen Zeit Gold wert. Sohn Günter, der ebenfalls das Schmiedehandwerk erlernte, wurde Erbe des Anwesens. Er hat, der veränderten Zeit Rechnung tragend, dieses zu einem Wohngrundstück umgestaltet und das ehemalige Gebäude um einen Anbau vergrößert.

Die Familie Otto Zibrowius

Otto Zibrowius war einer der wenigen Männer, die Frau Schwichtenberg vom Wehrdienst freigestellt bekam, da der Betrieb auf ihn als inzwischen einzigen Treckerfahrer nicht verzichten konnte. Mit dieser Freistellung verbunden, musste Frau Schwichtenberg mit dem letzten Ortsgruppenleiter und Bürgermeister, der ihr alles andere als wohl gewogen war, manchen Strauß ausfechten. – Otto Zibrowius war mit Elisabeth, geb. Fröse, verheiratet. Sie hatten einen Sohn, zum Zeitpunkt der Flucht noch ein Kleinkind. Er verstarb am 26. Januar 1945. Otto Zibrowius wurde am 15. März 1945 in Rekau von den Russen erschossen. Seine Frau, die diesen Vorfall nicht mitbekommen hatte, erfuhr davon erst auf dem Fußmarsch nach Alt-Dollstädt.

Mit vier anderen Alt-Dollstädter Frauen wurde sie von den Russen zwecks Deportation in die Sowjetunion in ein Gefangenenlager nach Graudenz gebracht. Sie mussten den Weg nach Russland jedoch nicht einschlagen, sondern wurden wieder freigelassen und durften nach Alt-Dollstädt zurückkehren. Dort musste Frau Zibrowius unter den Russen in der Landwirtschaft arbeiten. Die Schwere der Arbeit und die unzureichende Ernährung ließen sie fast zum Invaliden werden. 1947 konnte sie daher nur noch die Nachtwache im Schweinestall verrichten. Am 9. September gleichen Jahres winkte dann für Frau Zibrowius die Freiheit. Sie wurde nach Sachsen entlassen. Dort heiratete sie wieder und führte nunmehr den Namen Kohlmann. Ihr Mann war Witwer und hatte drei Kinder in die Ehe gebracht.

Die Familie Erich Buchholz

Erich Buchholz (geb. 10. 4. 1909) und seine Frau Frieda, geb. Krause (geb. 15. 2. 1912) gehörten nicht zu den alteingesessenen Alt-Dollstädtern. Sie waren am 10. November 1930, von Heinrichsdorf/Kreis Mohrungen kommend, zugezogen. Von da an war Erich Buchholz bis zu seiner 1944 erfolgten Einberufung zum Wehrdienst als Gespannführer tätig. Das Ehepaar hatte sieben Kinder. Die wenige Tage vor der Flucht geborene Tochter Gisela verstarb während der Flucht. Bald nachdem Frau Krause mit den anderen Kindern 1945 nach Alt-Dollstädt zurückgekehrt war, starb Sohn Kurt. Er wurde auf dem Gutsfriedhof beigesetzt. Durch die von den Polen 1947 durchgeführte Ausweisung aus Alt-Dollstädt kamen die Buchholz' ins Vogtland. Erich Buchholz erhielt Arbeit unter Tage im Erzbergbau. Das war beruflich eine harte, gewöhnungsbedürftige Umstellung. Doch der recht gute Verdienst und dazu noch verschiedene Vergünstigungen ließen bei der Familie keine Not aufkommen.

Die Familie Wilhelm Schmidt

Völlig anders gestaltete sich die Situation bei der Familie Wilhelm Schmidt, dem letzten Kutscher in Alt-Dollstädt. Weihnachten 1944 verlebte Wilhelm Schmidt noch zu Hause. Er durfte bald danach jedoch zum Militärdienst einberufen werden und in russische Gefangenschaft geraten sein, aus der er erst Ende des Jahres 1949 entlassen wurde. Wilhelm Schmidt war verheiratet mit Marie, geb. Pannwitz. Ihre beiden Söhne Willi und Fritz waren beim Militär. Frau Marie Schmidt, die Tochter Lotte und Frau Schmidts betagter, verwitweter Vater August Pannwitz erlebten mit dem Alt-Dollstädter Treck die Flucht. Auch den Fußmarsch von Rekau zurück nach Alt-Dollstädt machten sie mit. Dort vegetierten sie bis zu ihrer im September 1947 erfolgten Ausweisung. Sie kamen über das Aussiedlerlager Hoyerswerda nach Radeburg in Sachsen. Von der dortigen Bevölkerung wurden die Aussiedler alles andere als willkommen geheißen. Diese fremden, abgerissenen und völlig mittellosen Menschen machten wahrhaftig keinen Vertrauen erweckenden Eindruck. Den Schmidts wurde ein Zimmer zugewiesen, welches sehr leicht gebaut und empfindlich kalt war. Für Brennmaterial mussten sie selbst sorgen. Der Unterstützungsbetrag war sehr gering und noch geringer waren die auf Lebensmittelmarken abgegebenen Lebensmittel. Tochter Lotte fand vorübergehend Arbeit in einem Berliner Krankenhaus.

Frau Schmidt und ihr Vater litten bitteren Hunger und froren dazu noch arg, denn der Winter war sehr streng. Frau Schwichtenberg, die von der Not dieser Menschen erfahren hatte, selbst nicht mit irdischen Gütern in der Zeit vor der Währungsreform gesegnet war, auch gleichsam ums Überleben kämpfen musste, leistete dort dennoch mit kleinen Lebensmittelsendungen Hilfe. Tränen der Freude und Dankbarkeit flossen bei den Empfängern. – Durch das Sammeln wild wachsender Beeren, die gegen andere Lebensmittel eingetauscht wurden, durch Kartoffelstoppeln und dergleichen konnte Frau Schmidt sich und ihren Vater vor einem weiteren Hungerwinter bewahren. Ihr Vater schaffte Feuerung aus dem Wald heran. Und das noch bis zu seinem 87. Lebensjahr. Im Oktober 1948 bekam Frau Schmidt Nachricht von ihrem Sohn Fritz. Er wohnte bereits seit 1945 im Raum Stendal, also gar nicht so weit entfernt, und war inzwischen verheiratet. Sohn Willi hatte im Krieg ein Bein verloren. Dennoch arbeitete er zeitweise in der Landwirtschaft und im Bergbau. Dann, im Dezember 1949, kehrte Wilhelm Schmidt zu seiner Familie zurück. Er fand bald Arbeit bei der Reichsbahn. Und die Arbeit sagte ihm zu. Relativ rasch gelangte die Familie jetzt in geordnete wirtschaftliche Verhältnisse. Frau Marie Schmidt war durch das Erlittene frühzeitig gealtert und verstarb bereits am 18. Januar 1954 im Alter von 57 Jahren. Wilhelm Schmidt heiratete wieder. Er konnte jedoch den Kutschstall und „seine“ einstigen Pferde in Alt-Dollstädt nicht vergessen: die Prämienstute „Goldelse“, den „Pius“, das Reitpferd des Chefs, den „Puck“, der von dem jungen Pferdeenthusiasten Günther Schwichtenberg geritten worden war, sowie die beiden Zucht-

hengste „Ehrhardt“ und „Eistempel“, die vorwiegend als Fahrpferde gedient hatten.

Die Familie Gutt

Gustav Gutt arbeitete auf dem Gut als Gespannführer. 1944 wurde auch er zur Wehrmacht eingezogen und kam an der Ostfront im Raum Goldap zum Einsatz. Im Januar 1945 befand er sich im Lazarett in Allenstein. Das Lazarett wurde vor den rasch anrückenden Russen in aller Hast geräumt und nach Niedersachsen verlegt. So gelangte Gustav Gutt in Niedersachsen in britische Gefangenschaft, aus der er schon 1945 entlassen wurde. Auf einem Bauernhof im Rheinland fand er Arbeit. Von seinen Angehörigen wusste Gustav Gutt jedoch nichts. Über das Rote Kreuz bekam er nach etwa einem Jahr Kontakt zu einem Schwager, den es nach Holstein verschlagen hatte. Holstein war jetzt das Ziel von Gustav Gutt. Dort fand er wieder Arbeit auf einem Bauernhof und bald auch seine beiden ältesten Töchter, die Zwillinge Gertrud und Gerda.

Von diesen beiden zum Zeitpunkt der Flucht 16 Jahre alten Mädchen hatte jedes ein anderes Fluchtschicksal. Gertrud befand sich in dem etwa 14 Kilometer von Alt-Dollstädt entfernten Dorf Miswalde auf dem landwirtschaftlichen Betrieb von Gustav Mehrlau und ging mit dem Miswalder Treck auf die Flucht. Im Raum Danzig verließen etliche Personen, unter ihnen Gerda Gutt, diesen Treck und versuchten die Weiterflucht auf dem Seeweg. Mit einem kleinen Schifflein gelangte sie von Danzig nach Hela. Dort übernahm sie ein größeres Schiff und brachte alle wohlbehalten nach Eckernförde. Doch hier mussten die Flüchtlinge drei Wochen an Bord des Schiffes verweilen, denn Eckernförde war dem Ansturm der zahlreichen Flüchtlinge über See und zu Lande nicht gewachsen. Das waren Wochen in furchtbarer Enge und vom Hunger diktiert, denn die Lebensmittelvorräte auf dem Schiff konnten nur ungenügend ergänzt werden. Gerda Gutt wollte Kindergärtnerin werden und befand sich deswegen zur Ausbildung in Allenstein. Sie hatte nicht das Glück, welches ihrem Vater beschieden gewesen war, die Stadt vor dem Einmarsch der Roten Armee zu verlassen. Gerda Gutt erlebte und erlitt die Russen über Monate, ließ sie aus Angst vor diesen fast sterben. Sie entging jedoch einer Verschleppung in die Sowjetunion. Dann, ab Mai 1945, hatten dort die Polen das Sagen. Das Vergewaltigtwerden hörte weitestgehend auf. Doch auch den Polen war man rechtlos ausgeliefert, musste arbeiten und hungern. Eine Erlösung bedeutete für Gerda Gutt die noch im Spätsommer 1945 von den Polen praktizierte Ausweisung nach Westdeutschland mit dem Ziel Schleswig-Holstein.

Frau Anna Gutt hatte mit dem zwölf Jahre alten Sohn Heinz und der zehn Jahre alten Tochter Dora die Flucht von Alt-Dollstädt und auch den 51 Tage dauernden Fußmarsch dorthin zurück mitgemacht. Glücklicherweise war Frau Gutt, als auch sie mit ihren Kindern von den Polen im September 1947 ausgewiesen wurde.

Über das Durchgangslager Hoyerswerda bekamen die Gutt ein Quartier in Ebersbach bei Radeburg (Sachsen) zugewiesen. Die Aufnahme durch die Quartiersleute war auch hier alles andere als herzlich. „Der Fußboden war unser Tisch und zu dritt haben wir in einem einschläfrigen Bett geschlafen“, berichtete Frau Gutt aus jener Zeit. Sie traf die Feststellung: „Die Polen hätten beinahe nicht hässlicher sein können als die Deutschen es waren.“ Die Mitglieder der Familie Gutt bekamen Kontakt zueinander. Am 27. Oktober 1947 wurde Frau Gutt mit den Kindern von ihren beiden ältesten Töchtern abgeholt und illegal nach einigen Komplikationen aus der sowjetisch besetzten Zone herausgebracht. Angeschlossen hatte sich ihnen Frau Dora Geßner mit ihren Kindern. – Eine Zuzugsgenehmigung zu ihrem Mann wurde Frau Gutt von der dortigen Gemeindeverwaltung verweigert. Und ohne Zuzugsgenehmigung gab es nicht den bescheidenen Wohnraum, gab es keine Lebensmittelmarken, gab es also kein Überleben. Ja, die ostdeutschen Flüchtlinge hatten es damals hier um vieles schwerer als heute die illegalen Asylanten. Gustav Gutt gab darauf seine Arbeit auf und hielt mit seiner Frau und den beiden jüngsten Kindern Einzug im Durchgangslager Pappendorf. Noch vier Durchgangslager musste die Familie durchlaufen, bekam jedoch bereits am 18. Dezember 1947 eine Zuzugsgenehmigung nach Glinde bei Hamburg. Auf dem dortigen Bauernhof wurden ihnen zwei möblierte Zimmer zur Verfügung gestellt. Auch hier hatte Gustav Gutt als Landarbeiter ein sehr gutes Verhältnis zum Hofbesitzer. Der Verdienst in der Landwirtschaft war jedoch gering und wenn sich Gelegenheit bot, arbeitete Frau Gutt mit. Nachdem dieser landwirtschaftliche Betrieb umgestellt und rationalisiert worden war, verlor Gustav Gutt dort seinen Arbeitsplatz und arbeitete die letzten Jahre seines Berufslebens beim Straßenbau.

Stolz waren die Gutt-Eltern auf ihre Kinder, die beiden ältesten Töchter, die so jung auf sich allein gestellt gewesen waren und ohne Makel ihr Leben gemeistert haben. In der Familie der Tochter Gertrud, die in ihrem Haus in Preetz (Holstein) den Eltern eine Wohnung zur Verfügung stellte, verbrachten diese ihren Lebensabend. Gustav Gutt verstarb bereits 1972 im Alter von 69 Jahren. Frau Gutt hat das gesegnete Lebensalter von 90 Jahren erreicht.

Ida Lobitz

Sie hatte in Alt-Dollstädt eine behütete Kindheit in dem Hause Lageplan Nr. 26 verbracht. Diese Kindheit war so geordnet und ruhig wie der Lauf der nahe vorbei fließenden, von der Strommeisterei gepflegten Sorge. Gleichsam an der anderen Seite des Wohnhauses befand sich das Staubecken der Wassermühle. In der Barfußgehzeit, und die wurde in Ostpreußen immer sehr ausgedehnt, wuschen sich dort die Ladenthien-Kinder, drei Mädchen und ein Junge, die Füße. Ärger gab es mit Mutter, wenn dabei die gute Kernseife wegglitschte und in der Tiefe versank. Und vor dem Haus auf der Feierabendbank saßen die drei Nachbarn und ließen den Tag ausklingen: der Schuster Preuß in seiner blauen Schürze, der Schlachter Thiel in blütenweißer Schürze und ihr Vater, der gelernte Zimmermann, in seiner Kluft. – Drei Jahre war Ida nach ihrer Schulentlassung Kindermädchen im Hause Schwichtenberg und sie lernte dabei die junge Frau Johanna Schwichtenberg sehr schätzen. Zeit ihres Lebens fühlte sie sich mit dieser dann herzlich verbunden. Nach der Kindermädchenzeit folgten vier Jahre als Hausmädchen bei den alten Schwichtenbergs auf der Domäne in Heiligenwalde. Auch mit der alten Frau Schwichtenberg, die in ihrem Wesen so grundverschieden zu der Johanna Schwichtenberg war, kam sie sehr gut zurecht. Dann folgte die Ausbildung zur Schwesternhelferin im Krankenhaus in Preußisch Holland mit anschließendem Lazaretteinsatz während des gesamten Krieges. In einer Kriegstraung heiratete sie 1941 ihren langjährigen Freund, den Schmied Ernst Lobitz. Nur zehn Monate währte die Ehe, dann fiel im August 1942 ihr Mann. Die Flucht als solche von Alt-Dollstädt erlebte sie nicht. Mit den Absetzbewegungen der deutschen Truppen und den damit verbundenen Verlegungen der Lazarette gelangte sie nach Westdeutschland. Hier war sie zeit ihres weiteren Berufslebens als Altenpflegerin tätig. Ida Lobitz hat nicht wieder geheiratet.

Die Fröse-Familien

Die Familie Hermann Fröse sen. war 1928 von Lippitz, Kreis Mohrungen, nach Alt-Dollstädt gezogen. Hermann Fröse sen., im Handwerklichen sehr geschickt, jedoch ohne spezielle Ausbildung, war auf dem Gut als Schirrarbeiter tätig. Als solcher „klepperte“ er wo es notwendig war herum, denn die Schirrarbeiten beinhalteten die Instandsetzung und Instandhaltung von Geräten und Gebäuden, vor allem solche, deren Bestandteil Holz war. Als im Kriege der Gutsstellmacher Johann Narzinski zur Wehrmacht einberufen worden war, führte Hermann Fröse sogar die auf dem Gut anfallenden Stellmacherarbeiten aus. – Hermann Fröse und seine Frau wurden, wie andere Alt-Dollstädter, am 2. September 1947 von der polnischen Miliz aus Alt-Dollstädt ausgewiesen und gelangten auf diesem Wege nach Mitteldeutschland.

Hermann Fröse jun. war, wie auch sein Vater, auf dem Gut beschäftigt. Auch ihm lag handwerkliche Arbeit mehr als das Gespannführersein, welches er vorübergehend ausübte. Wenn Maurer Eduard Wichmann Arbeiten auf dem Gut ausführte, fungierte er als Handlanger. Er eignete sich dabei Maurerfertigkeiten an, die ihm eine Zukunft als Gutsmaurer versprochen. Hermann Fröse jun. war von 1929 bis zur Einberufung zur Wehrmacht im Juli 1937 auf dem Gut tätig. Er fiel im Krieg und hinterließ seine Frau Lina, geb. Krause, und die Tochter Hannelore. Frau Fröse heiratete wieder und hieß dann Dreyer.

Franz Fröse, ein Bruder von Hermann Fröse jun., war ebenfalls auf dem Gut beschäftigt, und zwar als Treckerfahrer. Auch er ist gefallen. Er hinterließ seine Frau Emma, geb. Geßner, und den Sohn Manfred. Frau Emma Fröse kam auf der Flucht vom Gros des Alt-Dollstädter Trecks ab. Sie schilderte den Verlauf ihrer Flucht wie folgt:

„Sonntag, den 21. Januar 1945 die Flucht angetreten. Erste Übernachtung von Montag zu Dienstag (22./23.) hinter Marienburg. Bei der Weiterfahrt am 23. waren wir nur noch drei Fahrzeuge vom Alt-Dollstädter Treck. Sehr schlechtes Vorankommen auf der überfüllten Straße. Übernachten vom 23./24. drei Kilometer vor der Dirschauer Brücke. Bei der Weiterfahrt am 24. streikten vor der Brücke die Pferde. Die beiden anderen Wagen fuhren jedoch weiter. Auch am nächsten Tag misslang der Versuch, mit dem Fluchtfahrzeug die Brücke zu passieren. Die Familie Muhsal und ich mit dem vier Jahre alten Sohn Manfred und einem sehr geringen Handgepäck wollten daher eine Fluchtmöglichkeit auf dem Bahnhof in Dirschau erkunden. Mir gelang es mit Manfred, in einen völlig überfüllten Zug einzusteigen. Die Verbindung zur Familie Musahl war dadurch abgebrochen. Der Zug fuhr bis Frankfurt/Oder. Dort bin ich in einen Zug nach Berlin umgestiegen. Von Berlin hat man mich nach Döberitz geleitet. Auf dem dortigen großen Truppenübungsplatz erlebte ich den Einmarsch der Russen. Die erste Zeit war einfach nur furchtbar. Danach schwebte ich in der ständigen Angst, in einem Transport Richtung Sowjetunion zu landen. Nach eineinhalb Jahren gelang mir eine Übersiedlung nach Holstein.“

Frau Emma Fröse ist in Holstein geblieben. Sie hatte wieder geheiratet hieß dann Frau Kraft.

Die Familie Musahl kehrte nach Alt-Dollstädt zurück. Sie wurde von dort am 2. September 1947 ausgewiesen.

Günther Schwichtenberg

Das Schicksal hatte Günther Schwichtenberg in eine etwas bessere Wiege gelegt. – Doch feines Linnen und die Nurse tauschte er früh gegen Aktivitäten, welche sehr oft nicht den Beifall seiner Mutter fanden bzw. nicht finden konnten. Das Gefordertwerden der Jugend während des Krieges und auch danach entsprach dagegen seinem Naturell. Er „krepelte die Ärmel auf“. Und Frau Schwichtenberg war stolz auf die Erfolge des jüngsten Sohnes.

In dem nachfolgenden Bericht lässt Günther Schwichtenberg sein Leben ab dem 17. Lebensjahr Revue passieren:

Unser Dorf ist tief verschneit, voll mit verängstigten Flüchtlingen, die überall hausen und kochen. Pferdewagen an jedem freien Platz. Es schneit weiter. Das Thermometer zeigt minus 20 Grad. Unser tüchtiger Inspektor Böhm lässt die großen Leiterwagen mit Weidenbügeln ausrüsten. Später werden Teppiche und Planen darüber gespannt. Die Flüchtlinge von weiter aus dem Osten ergeben praktisches Anschauungsmaterial. „Unsere Franzosen“ – Kleinbauern und Handwerker aus der Bretagne – laden Futter für die Pferde auf, schmieren die Wagen, bereiten alles vor, als zögen wir jedes Jahr auf die winterliche Landstraße.

Der Treck meines Onkels Arthur Schwichtenberg aus dem Gebiet südlich von Ortelburg zieht durch – nur weiter nach Westen. Wir warten auf einen Räumungsbefehl. Der erzbraune, unangenehme Bürgermeister ist bereits mit zwei von uns requirierten Pferden verduftet. Er soll eine Geheimkammer neben seinem Büro haben. Wir schauen mal nach. Siehe da: Hinter einer Tapetentür hinterm Schreibtisch finden wir reichlich Schnaps, Zigaretten und Bonbons in Blechbehältern. Wer kommt, darf etwas mitnehmen. Schnell sind die Vorräte verteilt.

Jemand behauptet, im Schuppen bei Schlichten (Düwel & Brekau, Landwirtschaftsbedarf) stände ein Auto. Wir finden einen Opel P4, voll mit Werkzeugen für Heizungsanlagen, dazu etliche Kanister Benzin. Das Nummernschild hat einen roten Winkel. – Kraftfahrzeuge, für die im Kriege eine Fahrerlaubnis vorlag, waren mit einem roten Winkel am Nummernschild kenntlich gemacht. Für diese Fahrzeuge gab es ein knapp bemessenes Kontingent an Treibstoff. Die allermeisten Pkw waren jedoch von der Wehrmacht beschlagnahmt worden, auf jeden Fall aber deren Bereifung.

Wir haben eine Scheibe einschlagen müssen – der Besitzer möge mir verzeihen – und Herr Gerschewski, Vater meines Freundes Gerhard, schneidet aus starkem Blech einen Schlüssel zu. Mit Zweispänner-Kutschwagen wird der Wagen angeschleppt, das kaputte Fenster mit Decke und Sperrholz zugemacht. Der P4 steht nun in unserer Garage.

Böhm, Fleischermeister Helbing und drei andere Männer sind zum Volkssturm ab-

kommandiert. Mit dem großen Jagdwagen, zwei Pferden und mit Jagdgewehren ausgerüstet, fahren sie, in Pelze und Decken gehüllt, gen Preußisch Holland.

Es ist Nachmittag. Das Telefon klingelt so um 16.30 Uhr. Das Dorf sei binnen zwei Stunden zu räumen. Da unser Haus wie alle Häuser im Dorf voll mit Flüchtlingen steckt, hört jemand das Gespräch. In einer Stunde ist das Dorf leer bis auf seine normalen Einwohner. Auch Evakuierte (ausgebombt in Berlin) sind noch im Dorf. Züge fahren auf unserer Strecke nicht mehr. „Packt eure Sachen mit Namen versehen auf den Marktplatz“, ist die Anordnung. Unser Treckerfahrer Zibrowius fährt zwei Ladungen per Gummianhänger nach Dirschau, der Rest schneit langsam ein.

Hanne-Lore hat den ganzen Tag gepackt und Geflügel geschlachtet. Das hängt draußen am Leiterwagen. Ohmchen kommt in den Landauer. Jeder hat sein Bettenpaket. Der Treck rückt abends in Richtung Neu-Dollstädt ab. Unsere beiden kriegsversehrten Eleven Stromski und Reypa, dazu das Hausmädchen Frieda bleiben noch zurück. Ihr Fluchtfahrzeug wird ein leichter Jagdwagen, bespannt mit meinem Reitpferd „Puck“ und der Prämienstute „Hongkong“. Für Mutti und mich bleibt das Auto.

Es wird eine gefährliche Unternehmung. Wir denken in althergebrachten Kategorien. Wenn unsere Front zurück geht, müssen erst einmal deutsche Soldaten kommen. Mit denen wollen wir dann vor den Russen flüchten. Das Dorf ist jetzt ganz leer und still und friedlich – es schneit weiter. Abends um sieben Uhr krieche ich völlig erschossen ins Bett. Um neun Uhr weckt mich Mutti mit den Worten: „Jungchen, wir müssen weg, russische Panzer sind schon in Elbing“, also rund 24 Kilometer nordwestlich von uns. Böhm hatte angerufen. Ich stürze mit heißem Wasser zum Auto, fülle den Kühler auf und – Gott sei Dank – der Wagen springt an. Ich fahre vor's Haus. Unsere Betten fliegen auf den Rücksitz, wo schon ein gefrorenes halbes Schwein liegt; Vaters Zielfernrohrgewehr und seine Pistole werden unter Lebensmitteln, Bekleidung und Akten verstaut. Mutti schließt die Haustür zu, sitzt schon mit ihrem langen Wirtschaftspelz im Auto. Dann muss ich wieder raus und aufschließen. „Die Russen haben unsere Haustür 1914 mit Handgranaten geöffnet, das soll hier nicht passieren.“ – Die Tür tut übrigens heute noch ihren Dienst.

Auf dem Marktplatz die verschneiten Haufen abgestelltes Flüchtlingsgepäck. Wir fahren in Richtung Heiligenwalde-Christburg. An der Sorgebrücke in Baumgarth eine Panzersperre. Ich sehe uns schon mit Handgepäck die Flucht zu Fuß fortsetzen, doch durch die versetzten Zementblöcke zeigt das begrenzte Licht der Scheinwerfer, dass die Sperre nicht geschlossen ist. Kein Mensch, kein Licht, kein Fahrzeug weit und breit. Stromski, Reypa mit Frieda sind gleich hinter uns aufgebrochen. Auf der Christburger, Marienburger Straße reihen wir uns in den endlosen Treck ein. Zwar soll eine Straßenseite für die Wehrmacht frei bleiben, doch in Ermangelung Letzterer fahren wir oft zügig an den Gespannen vorbei. Auf

der breiten Straße Elbing – Marienburg angekommen, ist großer Stau. Einige Panzer und Fahrzeuge mit Landsern fahren auf Elbing zu. Ferne Schüsse und Feuerschein. Immer noch geht es nicht weiter. Wir schlafen ein. Als wir später aufwachen, ist die Straße wie leer gefegt. Es ist zwei Uhr nachts. Am Morgen will ich auf einen nahen Hof, um mit heißem Wasser unser streikendes Auto zum Anspringen zu bewegen. Es ist sehr kalt und wir dösen, als scharfes Pferdegetrappel uns aufschrecken lässt. Zügig fährt unser Jagdwagen vorüber. Ich springe raus und renne hinter dem Fahrzeug her. Warme Kleidung, Pelzmütze – alles fliegt im Lauf von mir, doch ich erreiche wirklich den Wagen, dessen Insassen zunächst an einen Iwan geglaubt hatten. Das Auto wird nun angeschleppt und weiter geht's nach Marienburg. In der voll gestopften Stadt finden wir auch unseren Treck wieder. „Nur noch über die Nogat“, heißt es, aber wie?

Die Menschen und Wagenmengen fließen nur langsam nach Westen; es sind immer wieder aufgelöste Einheiten dabei, die Vorfahrt haben. Wir sind mit unserem Autochen die letzten, als die Straße für Truppen gesperrt wird. Wir finden – schon bei Dunkelheit – eine Eisenbahnbrücke. Die Sprenglöcher sind offen und beschickt. Wir dürfen als einziges vorhandenes Fahrzeug noch rüber. Mutti im Pelz mit Krückstock wandert vor mir und deutet auf die großen Sprenglöcher. In Schlangenlinien fahrend, kommen wir rüber, fahren auf Geheiß der Pioniere gleich weiter. Nach 20 Minuten ein böses Rumpeln. – Die Brücke ist nicht mehr.

An einem vorher verabredeten Ort treffen wir wieder auf unseren Treck. Hannelore als 19-jährige Treckführerin hat drei Tage kaum geschlafen, alle aber sicher über diesen ersten Fluchtabschnitt gebracht.

Wir ziehen als Treck etwas unschlüssig weiter – immer so 30 Kilometer am Tag. Weil wir mit dem Auto vorfahren und Quartier machen, ist die Unterbringung für die Nacht gesichert. In einem dieser Quartiere erhalten wir die Nachricht von Hans Gerds Tod. Der geliebte Älteste, der Hoferbe, ist am 13. Januar bei Bastogne (Ardennen-Offensive) gefallen. Mutti ist starr vor Trauer, nach außen hin aber ganz gefasst.

Wir haben die für heutige Begriffe kaum vorstellbare Idee, uns nicht zu weit von der Heimat zu entfernen, weil wir nach Zurückeroberung die Ersten wieder im Dorf sein wollen. Zur „Erhaltung wertvollen Pferdmaterials“ lautet das Papier von der Landesbauernschaft in Danzig, wir dürfen auf ein Gut zu Verwandten, nach Rekau bei Putzig. Ansonsten zieht alles nach Westen. Wer sich die Elbe als Ziel setzt, schafft es auch.

Wir haben uns auf dem Gut recht gut eingerichtet, als es heißt, alle könnten per Güterzug gen Westen abtransportiert werden. Nach einem Tag ist alles Hab und Gut in einem Zug verpackt und zufrieden fahre ich die zehn Kilometer mit dem Lanz und Gummiwagen nach Rekau zurück. Drei Tage später ein Anruf: „Wir

stehen auf offenem Feld in der Nähe – bitte abholen.“ Der Russe hatte bei Stettin den Rückzug abgeschnitten. Die Front kommt von Westen und Süden auf den Danziger Raum zu.

Unsere Leute wollen bleiben und später versuchen, ins Dorf zurückzukehren.

Fahrgastschiffe wie die „Gustloff“ sind torpediert und mit Tausenden gesunken. Wir, die Familie, ferner Stromski, Reypa und Frieda, fahren mit dem Traktor und Gummiwagen nach Danzig und kommen in einer leeren Kapitänswohnung unter. Eine entfernte Tante von uns wohnt daneben, bei der Ohmchen Kehlmann, die nicht mehr weiter ziehen mag, bleibt. Sie stirbt dort im Juni 1945. Die Tante darf später in den Westen.

Offiziersanwärter des Jahrgangs 1928 sind laut Führerbefehl bevorzugt ins Reich zu befördern, heißt es im Radio. Mutti und ich wandern zur Kommandantur, werden von einem überarbeiteten Oberst empfangen, der unsere Namen durch die Pferdezucht kennt. Am nächsten Tag sollen wir fünf Schiffskarten abholen. Die „Westpreußen“ soll einen Tag später auslaufen.

Morgens beladen wir den Gummiwagen. In den Reifen steckt ein Zwei-Zentimeter-Flakgeschoss, das auch die Pioniere im Keller nicht entfernen wollen. Wir kommen nach Langfuhr Hafen. Die Frachtschuppen sind eingezäunt – hier bleiben Trecker und Gummiwagen mit Hunderten von anderen Gefährten stehen. Stromski und Reypa werden von der Militärpolizei empfangen und zu einer Einheit verwiesen. Von ihnen haben wir nichts mehr gehört. Wir reihen uns ein mit kümmerlichem Handgepäck in die Menschenmenge von Tausenden von Flüchtlingen – meist Frauen, Kinder und alte Leute. Mehrere hundert Meter entfernt ein Frachtschiff am Kai – da kommen wir nie hin.

Hoch über uns erscheinen einige russische Flugzeuge und werfen Bomben, die irgendwo ins Wasser klatschen. Leuchtspuren von einem Zerstörer und der „Westpreußen“, die wie mit Fingern nach den Flugzeugen greifen, dazu einige Lagen schwerer Flak erlauben den Flugzeugen keinen gezielten Anflug. Später sehen wir, dass die „dicken Sachen“ von der „Prinz Eugen“ kommen. – Feuerzauber in Intervallen. Die verschreckten Menschen lassen alles stehen und liegen, um unter die Frachtschuppen zu stürzen, viele von ihnen haben die Flucht über's Haff hinter sich.

Wir greifen unser Krämchen und wandern Richtung Schiff. Nach dem dritten Angriff sind wir an der Bordwand – werden von Matrosen an Bord gehievt. Parteileute kontrollieren unsere Papiere. Isi und Frieda verschwinden im riesigen Frachtraum über eine Behelfstreppe. Unten – drei Decks tiefer – liegen Baumwollballen als Schlafstellen. Mutti, Hanne-Lore und ich bleiben an Deck. Schnell mache ich mich an einen Bootsmann heran, der uns ein Schlauchboot aufbläst. Das ist unser Quartier. Nicht weit entfernt liegt die „Prinz Eugen“, alle zehn Minuten eine Breitseite feuernd. Das sieht sehr beeindruckend aus. Einem entfernten Frontabschnitt wird es vielleicht auch kurze Zeit Erleichterung bringen.

Wir laufen aus und treffen vor Hela ein kleines Geleit, bevor es Nacht wird. Nach einigen Tagen landen wir unbelästigt in Kopenhagen.

In einer Landwirtschaftsschule bei Odense auf Fünen untergebracht. melde ich mich am nächsten Tag bei einer Dienststelle. Ich bekomme Marschpapiere nach Potsdam-Krampitz zum (unvergessenen) Panzeraufklärungsverband 5, wo ich zwei Tage später eintreffe. Dann eingekleidet und ab an die Oderfront mit einer Truppe von der Genesendeneinheit. Ein wahrlich letztes Aufgebot. Und so konnte ich selbst erleben, wie die Frage „Wann ist der Krieg endlich zu Ende?“ und die Antwort „Wenn man von der Westfront zur Ostfront mit der S-Bahn fahren kann“ zur Wirklichkeit wurden.

August 1945. Der Güterzug mit ca. 1 550 Landsern zuckelt gen Süden. Die Sonne meint es gut mit unseren ausgemergelten Körpern. Wir Jüngeren liegen in unseren aus Zeltbahnen gefertigten Turnhosen auf dem Dach. Wir freuen uns, noch am Leben zu sein. Der Zug macht merkwürdige Umwege – zu viele Brücken sind kaputt. Zu essen gibt es kaum etwas. In den Abendstunden geht es mitten durch Hamburg – ein grausiger Anblick der Zerstörung, fast nur noch Ruinen. Nach den erträglichen Wochen (für damalige Verhältnisse) im Raum Eutin, wo Zehntausende die Dörfer, Stallungen und Scheunen als Kriegsgefangene der Engländer bevölkerten, ist uns Hamburg als Symbol der totalen Niederlage für immer gegenwärtig.

Wir verschießen unsere Granaten an der Oder, sprengen alle schweren Waffen, weil kein Sprit da ist und ziehen kämpfend als Infanteristen gen Berlin. Ruinen verteidigen sich besser als heile Häuser und Straßen. Sturmgewehre und Panzerfäuste sind unsere Waffen. Warum noch kämpfen? Keiner will in sowjetische Gefangenschaft. Wir sind vereidigt und wohin sollen wir laufen? Gibt es noch Geheimwaffen? Roosevelt ist tot. Werden sich die Alliierten mit uns gegen den Osten wenden? Wir klammern uns an Strohhalme.

Durch einen Zufall können wir im Nordwesten von Berlin ausbrechen. Unser dezimierter Haufen marschiert singend durch Mecklenburg. Am Tage schießen wir auf anrückende Russen, nachts setzen wir uns weiter nach Westen ab. Wenn die Russen nicht drücken, scheuchen uns tagsüber die Tiefflieger der Amis und Engländer. Wir werfen unsere Waffen befehlsgemäß in die Trave bei Lübeck.

Engländer nehmen uns grimmig in Empfang. Ich bin einer der Jüngsten und finde, mit unserer Panzerjägeruniform (mit drei Panzerknackerschildchen auf dem Ärmel dazu) könnten uns die Sieger respektvoller behandeln. Immer wieder lassen die Bewacher Gruppen von Ausländern in unsere Marschkolonne eindringen, um uns zu filzen. Willi, mein guter Kumpel aus Franken, verliert Koppel und Gürtel. Mit Mühe kann ich ihn davon abhalten, dem Plünderer ins Gesicht zu schlagen. Obwohl wir von der Ostfront kommen, liefern die Engländer uns nicht aus.

Auf dem Dach liegend, fahren wir durch den ersten Tunnel. Funken der schlechten Kohle verbrennen Haut und Hosen. Wir bleiben besser im unverschlossenen Gü-

terwagen. Durch irgendein Missverständnis gibt man uns an der Zonengrenze die Entlassungspapiere. In Würzburg wartet der Zug auf dem völlig zerbombten Hauptbahnhof – Umleitung. Wir sollen wieder in ein Lager. Die Franzosen brauchen noch Zwangsarbeiter, heißt es. Für Willi sind es noch 40 Kilometer bis zu seinem Heimatdorf im Steigerwald.

Kurz nach Mitternacht kriechen wir über all die Trümmer aus dem Bahnhof. Da – ein schwarzer Posten. Er sieht uns, grinst und wendet uns den Rücken zu. Wir verschwinden in den Ruinen und schleichen unbehelligt zum Stadtausgang bis zu einem Futtermittelhandel. Der Fahrer eines Lastwagens kennt Willi und schiebt uns unter die Plane. Einige Kilometer vor Oberambach, unserem Ziel, abgelegen hinter vielen Hügeln, steigen wir aus. Ein herrlicher Morgen, keine fremde Uniform weit und breit. Mutter Schwab, beladen mit Kiepe und Sense auf den Feldern hinter ihrem Hof, begegnet uns und fällt ihrem Willi um den Hals. „Dies ist mein Kamerad Günther, der kann nicht nach Hause.“ So werde ich neues Familienmitglied.

Es wird mein erstes Lehrjahr in diesem kleinen fränkischen Dorf mit etwa zwölf Kleinbauern. Kühe und alte Pferde ziehen Pflug und Wagen. Holzarbeit und Dreschen im Winter. Es gibt keinen Trecker – alles per Hand. Ich werde wie einer der ihren behandelt.

Mutter sitzt mit meinen beiden Schwestern im Lager in Dänemark und zieht im Frühjahr 1946 die Fäden, die mich auf einen anderen Lehrbetrieb bei Quakenbrück im so genannten Artland bringen. Mein Großvater mütterlicherseits stammt aus dieser Gegend. Landarbeitsprüfung, dann Landwirtschaftsprüfung. Nach zwei Jahren auf einen größeren Betrieb: Haus Brüggen im Kreis Unna/Westfalen. Zuckerrüben, Weizen. Milchvieh und Pferde. Weibliche und männliche Lehrlinge, Förster; Soldaten, die wie ich nicht nach Hause können; kurz: viel Jungvolk. Der neue Chef – Reserveoberst mit hohen Auszeichnungen – wird von uns allen verehrt.

Zwei weitere arbeitsreiche Jahre mit viel Abwechslung zwischendurch folgen. Tanz, Reiten, Doppelkopf, Winterschule, Deulakurs, Fahrabzeichen. Danach arbeite ich zwei Monate in einem Steinbruch, bis ich Verwalter auf einem größeren Hof mit Brennerei werde. Gut Reichsmark bei Dortmund steht unter Zwangsverwaltung, hier muss man aus Dreck Zwerge backen. Trotzdem eine sehr befriedigende Aufgabe.

Zwei weitere Jahre folgen mit Besuch der Landbauschule in Soest, Schweißerlehrgang, Schweißen in einer Waggonfabrik und Arbeit in einer Stoffdruckerei. Dann fahre ich ab gen Bremerhaven auf meiner Triumph 250 cc. Das Motorrad ist mein ganzer Stolz. Norwegen, Italien und große Teile Deutschlands habe ich bereist. Nun will ich nach Kanada.

Von Quebec fahre ich nach Vancouver mit 50 Dollar in der Tasche. Mehr als 5000

Kilometer. Was für ein Land! Am Pazifik angekommen, gibt es Arbeit beim Gleisbau auf Vancouver Island. Zwei Monate später ab nach Norden in eine nagelneue Aluminiumfabrik – nur per Schiff oder Flugboot zu erreichen. Ich nehme weiter Schweißerkurse und bekomme nach einigen Wochen an den elenden Schmelzöfen eine Anstellung als Aluminiumschweißer, meine Spezialität. Bis zu hundert Stunden die Woche kann ich arbeiten und verdiene viel Geld.

Zwei Jahre später ziehe ich mein Motorrad „Puck“ hinterm Lagerbett hervor und fahre über Mexiko, Guatemala, New Orleans nach New York. Von hier per Schiff nach Le Havre, über Paris nach Westfalen. Die inzwischen verwitwete Frau meines ehemaligen Chefs und ihre Tochter Marianne, meine zukünftige Frau, empfangen mich herzlich, Letztere allerdings zunächst verhalten! Im November ist Verlobung, im Februar Hochzeit.

Freunde bringen uns im April nach Hamburg zum Schiff. Der neue VW und etliche Kisten Hausrat kommen auch mit. Auf der Überfahrt nach New York wollen wir fast sterben – der Seegang ist entsetzlich.

Eine wunderschöne Fahrt führt von New York durch die USA nach Kalifornien, dann gen Norden über Vancouver, Prince George – zur Aluminiumstadt Kitimat. Ich bekomme meinen Arbeitsplatz gleich wieder. Marianne wird Putzfrau für einen Dollar die Stunde. Wir kaufen ein Haus. Dann, im Sommer 1958, kommt die große Flaute; der Markt ist zusammengebrochen und ich soll wieder an die Schmelzöfen. Nein, danke. Mit zwei Freunden fahre ich im VW auf Arbeitsuche. Calgary in Alberta scheint vielversprechend. Und so bieten wir zu Hause in Kitimat Möbel und alles, was uns überflüssig scheint, auf dem Rasen zum schnellen Verkauf. Die Firma nimmt das Haus zurück.

In Calgary arbeite ich wieder als Schweißer, gleich auf zwei Arbeitsstellen als Aluminiumspezialist. Marianne wird Sekretärin und Mädchen für alles in einem Geschäft, was Radiotelefone installiert und repariert und wo sie ganz selbstständig arbeiten kann. Unsere Tochter Karin wird im Juni 1959 geboren. Im Herbst des Jahres fahren wir zurück nach British Columbia ins Frasertal, wo wir mit Hilfe von Freunden für eine geringe Anzahlung 60 Hektar Farmland mit einem völlig verkommenen, hundert Jahre alten Wohnhaus kaufen. Zum Weihnachtsfest fliegen wir nach Deutschland, Anfang Februar „beziehen“ wir das alte Haus. Karin bleibt bei ihrer Großmutter in Deutschland. Im Frasertal wird nahezu ausschließlich Milchwirtschaft betrieben. Viele Mennoniten, fast alle ost- oder westpreußische Flüchtlinge, haben sich hier angesiedelt. Eine bekannte Familie aus dem Marienburger Kreis war mein erster Kontakt. Unsere neue Farm ist in der Nachbarschaft. Mit zwei geborgten Schaufeln heben wir die Gräben für das Fundament des zukünftigen Melkstandes aus. Ernst Bartel wird unser väterlicher Freund, der „Bauführer“. Er kannte meinen Vater gut, beide waren Kreisbauernführer in Elbing bzw. Preußisch Holland. Unser Plan ist offene Stallhaltung, konzipiert für 75 Milchkühe und entsprechenden Nachwuchs. Die Idee ist, dass die Kühe von ihren



Die Milchvieh-Musterfarm der Familie Günther Schwichtenberg in Kanada.

Sämtliche Wirtschaftsgebäude der Farm sind neu erstellt. Das Wohnhaus der Farm (unteres Bild) ist auf den oberen beiden Bildern von Bäumen verdeckt. Es umschließt in seinem inneren Kern ein Blockhaus, die Wohnstätte des ersten Siedlers, der hier einst sein Glück versuchte. Um dieses Blockhaus sind nach und nach Wohnräume herumgebaut worden. Diese historische Wohnstätte wurde von der Familie Schwichtenberg recht kostenaufwändig restauriert und zu einem gepflegten Heim gestaltet.



Liegeboxen an die Futterplätze ihrer Wahl (Silage oder Heu) gehen und sich zwei Mal täglich im Korral beim Melkstand einfinden, wo sie während des Melkens ihr Kraftfutter fressen. Wir fangen mit viel Enthusiasmus und noch viel mehr Schulden an. Dass die Bank uns so viel Geld leiht, ist kaum zu glauben. 19 mittel-mäßige Kühe sind der Anfang. Das Land ist ausgepowert, alles wird in Gras gesät und wächst nur dürftig.

Im Juni 1960 kommt meine Mutter. Sie will uns ein Jahr lang helfen. Und das ist für uns eine große Erleichterung. Unsere Tochter bringt sie auch mit. Es werden schwere Jahre für uns, in denen man sich ständig am Rande des Bankrotts bewegt. Zwei Söhne und eine weitere Tochter werden geboren. Jeder Bau, jede Betonfläche, jede Einrichtung wird selbst erstellt. Das Wohnhaus verdient den Namen noch Jahre später nicht. Der tödliche Unfall unserer ältesten Tochter wirft mich fast aus dem Sattel. Ich selbst habe sie mit dem Trecker überfahren. Doch mit Mariannes nie endendem Beistand wird auch dieses Tief überwunden.

So sind die Jahre unglaublich schnell dahin gegangen. Unsere Herde ist auf 100 Kühe angewachsen. Außer der Dauerweide wird noch Futtermais angebaut. Wir haben ein paar Pferde gezüchtet, weil wir durch Zufall eine prima Stute erwerben konnten. Auf ihr und später ihren Nachkommen haben meine Tochter Kerstin und ich viele Fuchsjagden und Militarys geritten. Mit den Jungen habe ich jahrelang Eishockey gespielt, gepaddelt, geschwommen und bin Ski gelaufen. Marianne war oft mit dabei, obwohl ihr die Pferde am liebsten waren. Denn den Reitsport betrieb sie von Jugend auf sehr intensiv, allerdings zum Vergnügen und nicht aus sportlichem Ehrgeiz. Dafür war und ist sie in der Organisation im Bereich Military stark engagiert.

Wie wir das eigentlich immer alles geschafft haben (denn da waren ja auch noch Schule und Schulsport, nicht zu vergessen: Musikstunden), ist nur so zu erklären, dass meine Frau und später auch die Kinder unermüdlich auf der Farm tätig waren. Während ich mit Feld- und Bauarbeiten fast völlig in Anspruch genommen war, übernahm Marianne die Verantwortung für das Vieh – Zucht, Kälberaufzucht und vor allem das tägliche Melken. Auch die Buchführung und Finanzen gingen langsam in ihre Hände über. Dazu die Kinder und ein großer Garten, das war mehr als genug. Langsam, aber sicher ging es aufwärts – nicht nur Resultat der schweren Arbeit, sondern auch einer großen Portion Glück. Wir blieben gesund. Dazu kam die Unterstützung von Nachbarn, Freunden und nicht zuletzt hiesigen Geschäftsleuten, die großzügig Kredit gewährten.

Unsere Kinder besuchten mit Erfolg die Universität und haben befriedigende Befunde, die ihnen Spaß machen.

Unser Ältester – Holger – macht den Farmbetrieb, seine Frau arbeitet als Lehrschwester. Sie haben einen acht Monate alten Sohn Alex, an dem wir viel Freude haben. Sie wohnen in einem kleinen Haus ganz in unserer Nähe.

Detmar, unser Zweiter, ist Journalist und Forstfachmann. Er arbeitet hauptsächlich freiberuflich und engagiert sich stark im Umweltschutz.

Unsere jüngste Tochter Kerstin wurde Tierärztin.

Wir bleiben in der neuen Heimat und sind dankbar, so eine Chance in diesem weiten Land bekommen zu haben.

Im Alter von 76 Jahren ist Günther Schwichtenberg verstorben. Das Leben hatte ihn, den ostpreußischen Junker, hart gefordert – und er hatte es beispielhaft gemeistert.

Hanne-Lore Schwichtenberg

Nicht von Erfolg gekrönt war das Bemühen von Hanne-Lore Schwichtenberg, sich mit ihrem Mann Karl Heinrich Freiherr von Albedyhll, einem Flüchtling aus Schlesien, und ihren Kindern in Angola eine Heimstatt zu schaffen. In Angola, einst portugiesische Kolonie, auch „die Perle Afrikas“ genannt, pachteten sie 1958 vom Staat ein nicht im Besitz von Schwarzen befindliches Gelände in der Größe von 400 Hektar auf 99 Jahre, den dort üblichen Bedingungen. Diese 400 Hektar waren arrondiert. Sie wurden die Pflanzung „Fazenda Chilea“, die etwa 50 Kilometer südlich der Bahnstation Caola im Hochland 1600 Meter über dem Meeresspiegel lag. Während die klimatischen Verhältnisse recht günstig waren, traf dieses für die ziemlich baumlose, humusarme, verkarstete Pachtfläche nicht zu. So mussten zuerst einmal rasch wachsende Bäume als Schattenspende für die geplanten Kulturen, speziell den Kaffee, angepflanzt werden. Außer den sehr arbeitsaufwändigen Kultivierungsarbeiten waren Farmgebäude zu erstellen, Brunnen zu bauen, mussten Rinder, Schafe, – Ziegen, Maschinen und Geräte angeschafft werden. Alles in allem ein kostenaufwändiges Unternehmen, welches die Banken durchaus nicht großzügig finanzierten.

Es war keineswegs unüberlegte Abenteuerlust gewesen, welche die junge Familie zur Auswanderung veranlasst hatte. Bedingt durch die Perspektivlosigkeit in Deutschland nach dem Kriege, fand ein Verwandter, der in Angola eine erfolgreiche Farm bewirtschaftete und für diese einen Verwalter suchte, bei ihnen offene Ohren. Sie machten sich in Angola mit den Gegebenheiten des Landes gut vertraut und wagten erst dann den Schritt in die Selbstständigkeit.

Doch bereits 1961 begannen im Norden Angolas die Aufstände, die sich gegen die Kolonialherrschaft richteten. Zwar wurden diese vorerst durch portugiesisches Militär unterdrückt, breiteten sich dann jedoch weiter aus. Als die Farm zu florieren begann, lag die Wirtschaft Angolas jedoch bereits am Boden, mussten die weißen Farmer um ihre persönliche Sicherheit bangen. 1971 verließ die junge Familie von Albedyhll Angola, lediglich bereichert durch dort gemachte Erfahrungen. Aller-



Die „Fazenda Chilea“ von Karl Heinrich von Albedykll und seiner Ehefrau Hannelore, geb. Schwichtenberg, in Angola. – Im Vordergrund eine Ananasanpflanzung.

Der junge Farmer in einer gut entwickelten Anpflanzung.



Des Farmers Familie.



dings auch ohne Schulden zu hinterlassen, denn die Forderungen der Kreditgeber konnten mit dem Überlassen der Farm beglichen werden.

Der junge Farmer verstarb in Deutschland an einem in Angola zugezogenen Leiden. Die Witwe heiratete wieder und führte dann den Namen Peus.

Die Gefallenen der 275 Einwohner zählenden Gemeinde Alt-Dollstädt im Zweiten Weltkrieg:

Dreher, Manfred	Gerschewski, Hans
Fröse, Franz	Falk, Hermann
Jordan, Wilhelm	Fröse, Hermann
Lewald, Leopold	Narzinski, Johann
Schwichtenberg, Helmuth	Roesner, Karl
Schwichtenberg, H. Gerd	Teschner, Heinz
Pregel, Franz	Kosnowski, Fritz
Teschner, Kurt	Weier, Herbert

Von den Rotarmisten wurden erschossen:

Zibrowius, Otto
Schneider = Oberförster

Die im Zusammenhang mit der Flucht bzw. der Rückkehr nach Alt-Dollstädt und dem dort erzwungenen Aufenthalt den Tod fanden, sind bereits im Vorhergehenden genannt.

Das Kirchspiel Königsblumenau

Chronik, Geschichte und
Einzelberichte

Weitere Berichte behandeln
die Orte:

Alt Dollstädt

Prussisch ja, deutsch ja, polnisch vor 1945 zu keiner Zeit - das besagt der geschichtliche Steckbrief der im Kreis Preussisch Holland gelegenen Kirchgemeinde Königsblumenau.

Von Alt Dollstädt und seinen Bewohnern berichtet dieser Auszug aus dem Gesamtwerk.

- Gross Brodsende
- Kerschitten
- Königsblumenau
- Krapen
- Mehland
- Neu Dollstädt
- Opitten
- Petersdorf
- Powunden
- Rossitten
- Stein



Horst Zlomke, der Autor des Gesamtwerkes „Das Kirchspiel Königsblumenau“, wurde am 14. Februar 1923 in Opitten geboren. Als Sohn eines Bauern, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Ort in Ostpreussen, der Kornkammer des Deutschen Reiches, war die berufliche Orientierung von Horst Zlomke naheliegend. In seiner Familienchronik „Aerbarmung“ schreibt er: „Dass ich einst Bauer sein würde, Bauer im weitesten Sinne, war für mich selbstverständlich“.

Die Ausübung des erlernten Berufes wurde durch den Krieg und die Vertreibung aus der geliebten Heimat, wie bei unzähligen anderen Leidensgenossen, jedoch jäh zunichte gemacht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade auf Grund seiner eigentlichen Berufung „einfacher Bauer zu sein“ – lebt das bäuerliche Ostpreussen in den Berichten von Horst Zlomke auf. Mal spannend, mal amüsant, immer jedoch aus tiefstem Herzen und gelebter Überzeugung geschrieben, entführen uns seine Berichte in die Erinnerung an ein geliebtes Land. Und, so unglaublich es auch erscheinen mag, diese Erinnerungen erleben nicht nur diejenigen unter uns, welche zur „Erlebnisgeneration“ gehören. Uns in Horst Zlomkes Berichte vertiefend, spüren auch wir jüngeren Nachkriegsgeborenen die Bande, welche uns mit der Heimat unserer Eltern und Grosseltern verbinden.